Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Friedrich Nicolai

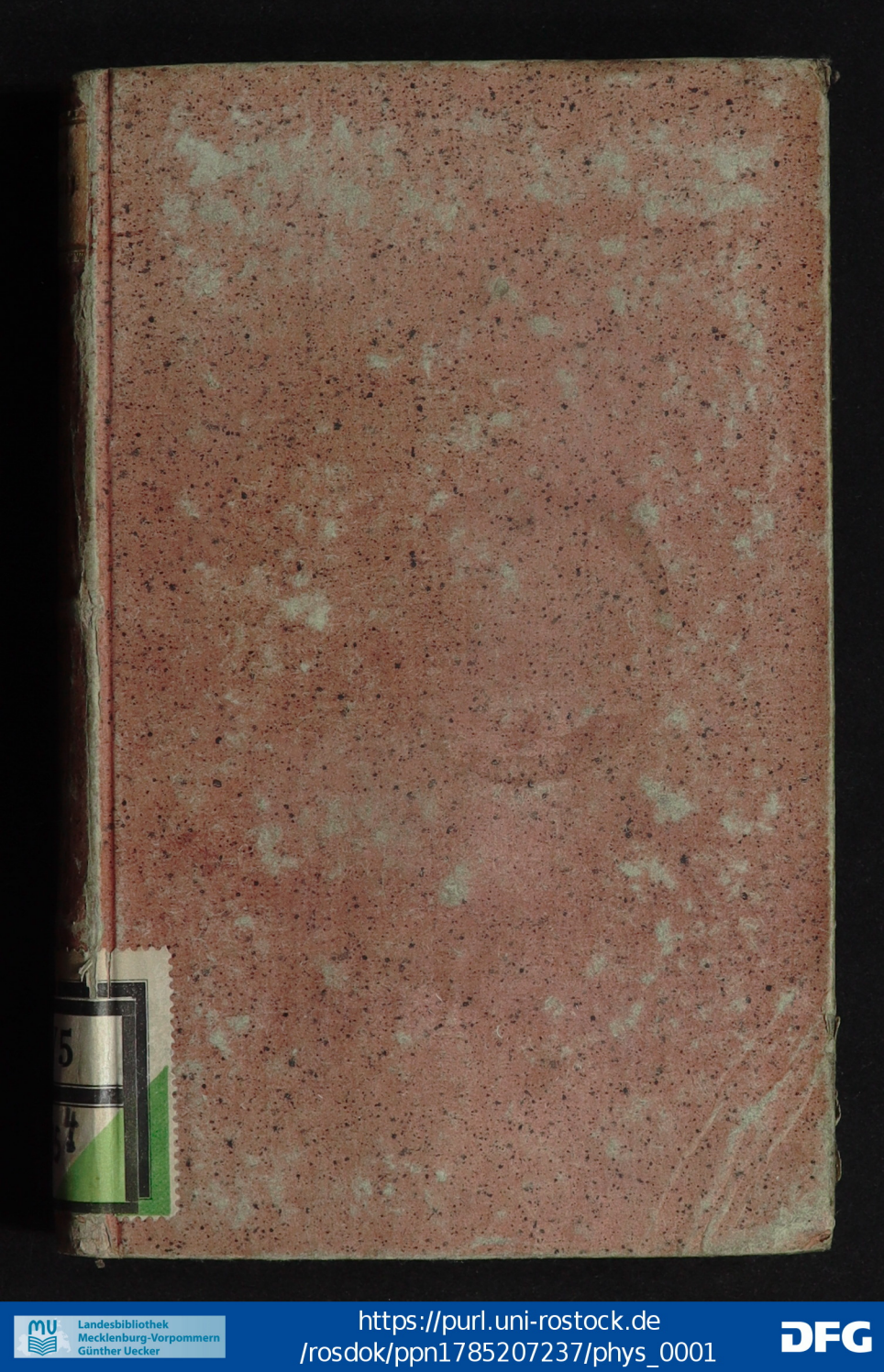
Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker : Nebst zuverlässiger Nachricht von einigen nahen Verwandten desselben

Erster Band

Vierte verbesserte Auflage, Berlin und Stettin: bey Friedrich Nicolai, 1799

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237

Band (Druck) Freier Zugang



Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0001
DFG

Nicolai.

Ob V 5
13405 4

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0002
DFG





Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0005
DFG





III. Bd. S. 104. u. flg.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0006
DFG

[Fredr. Nicolai]

Leben und Meinungen

des Herrn Magisters

Sebaldus Nothanker.

Nebst zuverlässiger Nachricht von einigen nahen Verwandten desselben.

GYMNASIUM ERLDERBIBLIOTHEK IN STRALSUND

Erster Band.

Vierte verbesserte Auflage.

Mit Königl. Preuß. Kurfürstl. Brandenb. allergnädigster Freyheit.

Berlin und Stettin

bey Friedrich Nicolai.

1799.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0007

DFG

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1785207237/phys_0008
DFG

Vorrede
zur vierten Auflage.

Als dieses Buch vor sechs und zwanzig Jahren zuerst erschien, regierte in Deutschland ziemlich allgemein das Vorurtheil: der geistliche Stand müsse, um sein Ansehen zu behaupten, sich nothwendig von allen andern Ständen durch eine ungesellige Gravität absondern. Diese orthodoxe finstere Würde schien sogar vielen geistlichen Herren ein Theil der Würde der orthodoxen Religion selbst zu seyn; und weil damals ein heiliger Schauder

vor jeder Neuerung in der Lehre Frömmigkeit hieß, so schien es vielen eifrigen Theologen auch schon die gottloseste und verdammlichste Neuerung, daß in diesem Buche Personen geistlichen Standes, gleich andern Menschen geschildert waren so wie sie sind. Besonders gaben sie es für Verachtung des geistlichen Standes aus, daß fast alle in dieser Geschichte vorkommende Prediger, und sogar die Hauptperson, ganz gemeine Menschen wären. Wie arg deshalb über mich öffentlich hergefahren worden, und wie weit die heimlichen Verunglimpfungen mancher orthodoxen Herren gingen, sollte man kaum glauben. Die Beschreibung davon würde ein so widriges als lächerliches Bild geistlicher Rachsucht geben, wenn es der Mühe lohnte alle Züge derselben zusammenzustellen.

Von der andern Seite ward ich auch von aufgeklärten Geistlichen der Unbilligkeit beschuldigt, weil im zweyten Bande, der damals noch ganz neuen verbesserten Theologie eben nicht viel Einfluß auf die Einwohner Berlins zugeschrieben war, da doch diese Herren glaubten, Berlin müsse vermöge derselben der Brennpunkt der höchsten Aufklärung seyn. Als nach einigen Jahren ein neues Gesangbuch eingeführt werden sollte, zeigte sich, daß meine Schilderung eines großen Theils der Einwohner Berlins nur allzugetreu gewesen war.

In Berlin war damals schon, vermöge der liberalen Denkungsart welche Friedrich der Große durch sein Beyspiel einführte und beschützte, von Philosophen und Theologen zur freyen Entwickelung der Kräfte des menschlichen

Geistes sehr viel geschehen. Dies ward allgemein anerkannt; nur konnte sich die Wirkung davon nicht so geschwind in alle Stände ausbreiten, als es manche lebhafte Einbildungskraft verlangte. Doch hätte sich damals auch wohl niemand vorstellen können, es würde eine Zeit kommen, da selbst in Berlin die Aufklärung in der Religion und die Anwendung der gesunden Vernunft auf die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens durch öffentliche Gewalt sollte gehindert werden wollen. Und doch kam diese Zeit; welche nun, Gott Lob! vorbey ist. Menschen, deren sinnlose Herrschsucht nur mit ihrer Unwissenheit zu vergleichen war, mißbrauchten die ihnen gegebene Macht auf eine Art, welche zeigt wie schrecklich und wie zwecklos zugleich es ist, den weltlichen Arm zur Herrschaft

über Meinungen anzuwenden. Sie entblödeten sich sogar nicht, die allgemeine deutsche Bibliothek, ein Werk zu welchem ich seit dreißig Jahren eine Anzahl verdienstvoller deutscher Gelehrten vereinigte, als ein Buch wider die Religion anzuklagen, und ohne alle Untersuchung ein Verbot zu bewirken: ungeachtet ich einige zwanzig Jahre lang bey der Herausgabe und bey dem Abdrucke beständig alles beobachtet hatte, was die Gesetze des Staats vorschreiben. Von Leuten welche sich dieses erlaubten, durfte man alles Widrige erwarten, auch fehlte es nicht an Proben daß sie sich gern mehr erlaubt hätten. Es ist hier nicht der Ort auseinander zu setzen auf welche so niedrige als heimtückische Art man mich in beständige Verlegenheit zu setzen suchte. Sollte es einmal an einem

andern Orte geschehen, so würden die Leser erstaunen.

Ich bin genöthigt dieses hier anzuführen, weil die Folgen des Einflusses gemißbrauchter öffentlicher Gewalt sich auch bis auf dieses Leben des ehrlichen Sebaldus Nothanker erstreckten. Die dritte Auflage war seit beynahe vier Jahren erschöpft, und kein Exemplar zu haben. Es wäre schon damals eine neue Ausgabe nöthig gewesen, aber selbst so wohlwollende als einsichtsvolle Männer riethen mir ernstlich davon ab: denn jene Menschen welche sich schon so viel erlaubt hatten, würden ihre auffallende Ähnlichkeit mit dem verfolgenden Stauzius erkannt, und entweder den Abdruck gehindert haben; oder sie hätten gleichwie bey der allgemeinen deutschen Bi-

bliothek gerufen, daß die Religion in Gefahr sey, und hätten, wie sie so oft thaten, die symbolischen Bücher, denen sie selbst nicht einmal folgten, zum Vorwande ihrer Rache und Herrschsucht gebraucht.

Jetzt, da unter der Regierung Königs Friedrich Wilhelm III. Heucheley und Aberglauben in die verdiente Verachtung zurückfallen, und jeder freymüthige Mann sein Haupt empor heben darf, erscheint diese neue Ausgabe, im Wesentlichen ungeändert. Nur ist in der Schreibart vieles verbessert, und es sind einige wenige Anmerkungen hinzugekommen, wodurch manche Anspielungen auf allerhand literarische Vorfälle der ehemaligen Zeit erklärt werden. Viele gelehrte Erfindungen und Merkwürdigkeiten blei-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0015
DFG

ben gar kurze Zeit merkwürdig und verständlich, so ernsthaft und wichtig sie auch bey ihrer Entstehung von den gelehrten Herren behandelt werden; daher bedarf eine Schrift welche davon redet, nach zwanzig Jahren mancher Erläuterung. Ob die Gemälde der Heucheley, der Verfolgungssucht, der Futilität, so wie der Gutherzigkeit, der Wahrheitsliebe, und überhaupt der menschlichen Sitten und Leidenschaften welche in diesem Buche vorkommen, noch jetzt ähnlich und ohne weitere Erklärung verständlich seyn möchten, muß ich dem Leser zu beurtheilen überlassen.

Die vorigen Ausgaben wurden von dem berühmten Herrn Daniel Chodowiecki mit sehr charakteristischen Kupferstichen geziert. Die gegenwärtige Aus-

gabe zierte der berühmte Herr Johann Wilhelm Meil mit Kupferstichen, in ihrer Art eben so vorzüglich. So hat dieses Buch das Glück, daß zwey Künstler in Berlin, welche in charakteristischen kleinen Bildern jeder in seiner Art einzig sind, dasselbe durch ihre Kunst verschönerten.

Es ist in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Die rühmlich bekannte Madame de la Fite *) im Haag lieferte, in

*) Diese gelehrte Frau ist in Adelungs Gelehrtenlexikon und in Schlichtegroll's Nekrolog nicht angeführt. Sie war eine gebohrne Boué aus Hamburg, und Gattinn des Hrn Johann de la Fite, welcher im J. 1781 als Kapellan des Statthalters und Prediger der Wallonischen Kirche im Haag starb. Sie führte im J. 1780 in Gesellschaft des Hrn. Geheimenlegationsraths

Gesellschaft des jetzigen K. Geheimenlegationsraths Herrn Renfner (welcher damals im Haag als K. Gesandschaftssekretar stand), die vorzüglichsten Stellen aus dem ersten Bande in einer kleinen Schrift: Lettres sur divers sujets, par

---

Renfner die mit sehr großen Schwierigkeiten verknüpfte Übersetzung des Ersten Theils von Lavaters großer Physiognomik, sehr glücklich aus. Da Madame de la Fite aber nach dem Tode ihres Mannes den Ruf als Vorleserinn der Königinn von England erhielt (in welchem Amte sie im J. 1795 zu London starb), so übersetzte Hr Renfner den zweyten und dritten Band allein, welche auch gedruckt wurden. Den vierten Band hat er auch halb übersetzt; aber schon seit dem J. 1790 hat Hr Lavater aus unbekannten Ursachen die Herausgabe dieser Übersetzung ganz abgebrochen, und hat nicht bewogen werden können, den Abdruck des mit so vieler Mühe und Kosten angefangenen Werks in französischer Sprache beendigen zu lassen.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0018
DFG

Me. *d. l. F.* à la Haye 1775. 8. Eine vollständige französische Übersetzung, welcher eine Übersetzung des Gedichts Wilhelmine als des Grundes dieser Geschichte, vorgesetzt ist, daher sie vier Bände ausmacht, soll von einem französischen Prediger Herrn Wyß (oder Weiß) in der Schweiz seyn. Sie ist, unter dem Titel Londres, in Lausanne zweymal, im J. 1774 und 1777 in klein 8. gedruckt. Die Holländische Übersetzung kam zu Amsterdam in drey Bänden in groß Oktav heraus, wobey auch die Kupfer des Hrn D. Chodowiecki von C. F. Fritschius ziemlich gut nachgestochen sind. Der Übersetzer ist Herr van der Meersch, ein nunmehr verstorbener remonstrantischer Prediger in Amsterdam, der aber seinen Namen nicht nannte. Er hat einen launigen Vorbe-

richt an den Nederlantschen Leezer vorgesetzt, worin er von der Schädlichkeit der Gottseligkeit handelt, »indem die Ketzer,« wie er versichert, »durch ihr gottseliges Leben oft ihren »unrechtsinnigen Meinungen Eingang »schaffen, wogegen die Rechtsinnigen, »welche sich mit der Gottseligkeit nicht »aufhalten mögen, darüber in übeln »Ruf kommen.« Die Dänische Übersetzung ist zu Kopenhagen in drey Bänden in den J. 1774 bis 1777 erschienen; die Schwedische zu Stockholm im J. 1788. Die Engländische Übersetzung erschien zu London in drey Bänden in gr. 12. in den Jahren 1796 und 1798. Auf dem Titel nennet sich als Übersetzer ein mir ganz unbekannter Hr Thomas Dutton *A. M.* Aus einem auf den Titel gesetzten Motto aus Voltaire's Phi-

losophe ignorant, und aus einigen Winken in der Zueignungsschrift an den bekannten Lord Landsdowne, möchte man fast schließen, daß die Gravität einiger pfründebeladenen Geistlichen der hohen engländischen Kirche, und die sanften Verfolgungen welche die dortige Hierarchie, bey aller Freyheit der Nation, gegen die Dissenters sich erlaubt, Gelegenheit zu dieser Übersetzung gegeben habe, welche einen Mann verräth der beider Sprachen sehr kundig ist.

Unter den mancherley ernsthaften Schicksalen welche dieses Buch gehabt hat, ist auch noch ein lächerliches zu bemerken. Zufällig erfuhr ich, daß es einem gewissen Hrn Erdwin Julius Koch, der sich einen Doktor der Philosophie und Prediger an der Ma-

rienkirche nennt, im zweyten im J. 1798 herausgekommenen Theile seines Kompendiums der deutschen Litteraturgeschichte, gefallen hat etwas zu sagen, das sowohl den Herrn Professor Eberhard in Halle als auch mich äußerst befremden muß. Es heißt nehmlich S. 281 daselbst von diesem Buche: »Auch verdienen hier die von glaubwürdigen Gewährsmännern herrührenden »mündlichen Sagen, von welchen eine »Hrn. Prof. J. A. Eberhard zu Halle »zum alleinigen Verfasser und die andere denselben nur zum vorzüglichsten Theilnehmer macht, einer nähern Untersuchung unterworfen zu »werden.« Der Ehrenmann hat diese Untersuchung nicht angestellt; es ist auch nicht recht abzusehen, wie sie angestellt werden könnte. Eben so gut wäre eine

Untersuchung vorzuschlagen, ob nicht etwa sein Kompendium von einem Garkoch Namens Erdwin Julius möchte seyn zusammengetragen worden? Denn es könnte gar zu unwahrscheinlich scheinen, daß ein Doktor und Prediger, selbst wenn er zuweilen gedankenlos zu kompiliren gewohnt wäre, so wenig Beurtheilungskraft und Menschensinn haben sollte, um durch eine läppische Erdichtung zwey lebende namhaft gemachte Schriftsteller zu beleidigen, wovon der eine seit 26 Jahren als der Verfasser eines Buchs allgemein bekannt ist, und der andere weder Antheil daran hat noch haben will; und dies bloß auf die vorgegebene mündliche Sage namenloser Menschen, welche nicht glaubwürdige Gewährsmänner, sondern

nur verächtliche Klätscher und Anekdotenmacher seyn müssen.

Die dem dritten Bande angehängte Nachricht war in den vorigen Ausgaben dem zweyten Bande beygefügt. Weil ich nehmlich den zweyten Band nicht geschwind genug auf den ersten folgen ließ, so gerieth jemand darauf, einen unächten zweyten Theil herauszugeben. Auch kamen Predigten des Herrn Mag. Sebaldus Nothanker heraus, aber gar nicht im Sinne des Mannes, dessen Bild mir vorschwebte als ich dies Buch schrieb. Hierdurch ward diese Nachricht veranlaßt, welche wegen der Einkleidung vielleicht jetzt noch einigen Werth hat.

Berlin den 14ten Jänner 1799.

Fr. Nicolai.

Vor-

Vorrede
zur ersten Ausgabe.

Obgleich die leidigen Poeten, Komödien- und Romanenschreiber zu glauben pflegen, sie hätten das Leben ihres Helden weit genug beschrieben wenn sie ihn bis zur Heurath bringen: so sind doch gründliche Gelehrte der Meinung, daß die Begebenheiten nach der Hochzeit oft viel merkwürdigere Dinge enthalten, als die Liebesbegebenheiten vor derselben. Die Liebesbegebenheiten sind zwar für junge Herren und für junge Jungfern anmuthiger zu lesen; aber gemeiniglich

wird diese Anmuth auf Kosten der Wahrheit verschafft: denn die verliebten Scenen werden nicht erzählt so wie sie in der Welt vorgehen, sondern nach dem Bedürfnisse des Dichters, seine Geistesgaben zu zeigen und die Leidenschaften seiner Leser zu erregen. In dieser wahrhaftigen Lebensbeschreibung hingegen, wollen wir nichts der Anmuth oder des Wunderbaren wegen erdichten, sondern alles ganz einfältig melden, wie es vorgegangen ist. Dazu wird uns der Umstand nicht wenig beförderlich seyn, daß wir das Leben unsers Dorfpastors erst nach seiner Heurath zu beschreiben anfangen dürfen, indem schon ein anderer Verfasser die Liebesbegebenheiten desselben vor der Heurath, in dem bekannten prosaisch-komischen Gedichte Wilhelmine, beschrieben hat.

Freylich ist dieser Verfasser ein Poet, und daher nicht, wie es einem gründlichen Geschichtskundigen gebührt, beflissen gewesen, eine richtige Chronologie zu beobachten, und seine Erzählungen von allen Erdichtungen rein zu erhalten Es sind überdies manche Umstände sehr verdächtig; und er scheint nicht im Stande zu seyn, eine einzige seiner Erzählungen mit ungedruckten Urkunden zu belegen. Daß er gegen die Chronologie verstößt, ist offenbar, da er die Heurath des Sebaldus im Jahre 1762, und also, wie aus ächten brieflichen Urkunden zu erweisen steht, mehr als zwanzig Jahre zu spät annimmt. Er ist hierin eben so unachtsam, wie sein Mitbruder, der nachlässige Virgil, in dessen Äneide die verpfuschte Chronologie von den gelehrtesten Kommentatoren mit vieler Mühe

kaum hat in Ordnung gebracht werden können.

In der gegenwärtigen wahrhaften Lebensbeschreibung hat man die Zeitrechnung so genau beobachtet, daß man nicht allein das Jahr, sondern auch den Monat und den Tag angeben kann, wann eine jede Begebenheit vorgegangen ist; und an vollständigen diplomatischen Beweisen wird diese Geschichte keiner andern nachzusetzen seyn. Wir besitzen die Vokation des Sebaldus und seine Absetzungsacte, die Predigten des Doctor Stauzius, Säuglings sämmtliche hieher gehörige Gedichte, ferner Wilhelminens, Sebaldus, Säuglings, Marianens, der Gräfinn von ***, Rambolds und anderer Personen Briefwechsel, mit ihren Siegeln und Unter-

schriften, ja selbst einige sonderbare tironianische Zeichen des Bauers, der den Sebaldus beherbergte, mit welchen unverwerflichen ungedruckten Urkunden wir jedes Wort das wir gesagt, aufs glaubwürdigste belegen können.

Sie würden im Drucke nur etwa sieben bis acht Quartbände betragen. Demungeachtet können sie mit dieser Geschichte bloß aus einer Ursache nicht bekannt gemacht werden, wegen deren schon so manche treffliche Urkundensammlung ungedruckt geblieben ist: nehmlich wegen des wenigen Geschmacks unsers Jahrhunderts an gründlichen Studien. Es wäre zwar der Vorschlag zu thun, daß irgend eine Gesellschaft der Wissenschaften einen kritischen Auszug daraus in einigen

Bänden in Großoktav herausgäbe. Allein auch dazu ist wenig Hoffnung vorhanden; und so bleibt daher nichts übrig, als daß die wenigen Gelehrten, welche die diplomatischen Beweise zu untersuchen pflegen, dem Verfasser eben so gut auf sein Wort glauben müssen, als die vielen leichtsinnigen Leser, welche die Urkunden doch nicht ansehen, wenn sie gleich den Geschichtbüchern des breitern beygefügt sind.

Da wir übrigens eine wahre Geschichte abhandeln, so muß man in derselben weder den hohen Flug der Einbildungskraft suchen, den ein Gedicht haben müßte, noch einen so ekcentrischen Plan, wie ihn neuere Kunstrichter, von Theorie und Einsicht erfüllt, den Romanen vorschreiben. Alle Begebenheiten sind

in unserer Erzählung so unvorbereitet, so unwunderbar, als sie in der weiten Welt zu geschehen pflegen. Die Personen welche auftreten, sind weder an Stande erhaben, noch durch Gesinnungen ausgezeichnet, noch durch außerordentliche Glücksfälle von gewöhnlichen Menschen unterschieden. Sie sind ganz gemeine schlechte und gerechte Leute, sie stroßen nicht wie die Romanenhelden von hoher Imagination und schöner wortreicher Tugend; und die ihnen zustoßenden Begegnisse sind so, wie sie in dem ordentlichen Laufe der Welt täglich vorgehen. Sollte hierdurch unsere Geschichte etwas langweilig werden, so trösten wir uns damit, daß mehrere gründliche Werke deutscher Gelehrten das nehmliche Schicksal hatten, als sie die unwidersprechlichsten

Thatsachen in der besten Ordnung erzählten.

Hingegen könnte der Leser vielleicht durch die in dieser Geschichte bekannt gemachten Meinungen in etwas schadlos gehalten werden. Denn da fast jeder Mensch seine eigenen Meinungen für sich hat: so wäre es möglich, daß unter den hier vorgetragenen Meinungen etwas Neues und wenigstens in so fern Interessantes vorhanden wäre. Der Titel verspricht zwar nur die Meinungen des Magisters Sebaldus; aber man könnte deshalb doch in diesem Werke vielleicht auch die Meinungen einiger andern Leute, ja wohl selbst einige Meinungen des Verfassers finden; obgleich, mehrerer Sicherheit halben, nicht gänzlich darauf zu rechnen seyn dürfte, daß

alle Meinungen die er erzählt, auch die seinigen wären.

Man beliebe sich auch nicht zu wundern, wenn es sich etwa ergeben sollte, daß, alles wohl berechnet, in diesem Werke mehr Meinungen, als Geschichte und Handlungen vorkämen. Der ehrliche Sebaldus kannte nicht die große Welt oder das highlife der Engländer. Spekulation war die Welt worin er lebte, und jede Meinung war ihm so wichtig, als kaum manchem andern eine Handlung. Daher ist dieses Werk auch gar nicht für die große Welt, sondern — deutsch heraus zu reden — nur für Gelehrte geschrieben. Wir hoffen nicht von der halbnuangekleideten Schöne am Nachttische gelesen zu werden, die indem sie ihrer eigenen Grazie opfert, auf Tant mieux pour elle einen schrägen Blick

wirft; nicht von dem piruettirenden Petitmaiter beym Aufstehen oder Frisiren, auch nicht wenn er en Chenille mit ungepuderten Haaren von Toilette zu Toilette schwärmt; nicht von dem Hofmanne, der den Wink des Fürsten und des Ministers zu studieren versteht und alle Galatage an den Fingern herbeten kann; nicht von dem Spieler; nicht von der Buhlschwester; nicht von —

Ist aber irgendwo ein hagerer Magister, der das ganze unermeßliche Gebäude der Wissenschaften aus einem Kapitel seines Kompendiums übersieht; ein feister Superintendent, der alle Falten der Dogmatik aufhebt, worin eine Ketzerey verborgen seyn könnte; ein weiser Schulmann, der über Handel Manufakturen und Luxus Programmen ge-

schrieben hat; ein Student mit der Kennermiene, der in seiner Dachstube die Kunst aus dem Grunde studiert; ein belesener Dorfpastor, der über die Regierungskunst gelehrte Rathschläge geben kann; — so mögen sie hinzutreten und sich an dem Mahle weiden, welches hier ihrem Geiste aufgetischt wird.

Dies ist wenigstens die Gattung Leser die wir uns gewiß versprechen; ob wir auch Leser anderer Art erhalten werden, ist eben so ungewiß, als das Schicksal überhaupt welches dieses Werk und dessen Verfasser zu erwarten haben. Freylich ist zu vermuthen, daß durch viele der hier vorgetragenen Meinungen, Spaltungen in der Kirche erregt werden möchten, und daß man darin Abwei-

chungen von den allgemeinen symbolischen Büchern und von den besondern formulis committendi einzelner Städte oder Länder entdecken könnte. Man wird vielleicht daraus schließen, daß der Verfasser das Staatsrecht nicht verstehe, und daß er im Kirchenrechte gefährliche Neuerungen einzuführen zur Absicht habe; man wird sich vielleicht ins Ohr raunen, daß er verschiedene Gelehrsamkeit nicht für Gelehrsamkeit, verschiedene Gelehrten nicht für gelehrt, und verschiedene berühmte Leute nicht für berühmt halte, u. s. w.

Man könnte ihn sonach etwa zum Scheiterhaufen verdammen, in den Bann thun, in eine Festung schicken, oder auch ein Buch wider ihn schreiben, ein Pasquill auf ihn machen, oder ihm bewei-

sen daß er kein gutes Herz habe, sondern ein hämischer und boshafter Mensch sey.

Doch vielleicht könnte auch von allem diesem nichts geschehen. Vielleicht lieset niemand dieses Buch, niemand findet etwas besonders darin, und es erregt vielleicht bloß die vorübergehende Aufmerksamkeit eines Gewürzkrämers, der schon bey sich überdenkt, welche dauerhafte Kaffedüten aus dem haltbaren Papiere könnten gemacht werden.

Indeß dürften sich auch wohl einige wenige Leser finden, die sich an dem Leben des Sebaldus, bloß weil er ein ehrlicher aufrichtiger Mann ist, eine Viertelstunde ergötzen, oder von seinen Meinungen Gelegenheit nehmen möch-

ten, über gewisse Materien weiter nachzudenken; allein da offenbar dies bey weitem nur die kleinere Anzahl seyn kann, so werden sie eben nicht in Anschlag gebracht werden können.

Leben

Leben und Meinungen
des
Herrn Magister
Sebaldus Nothanker.

Erster Band.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0039
DFG

Erstes Buch.

Erster Abschnitt.

Die ersten Monate nach der Verheurathung pflegen sonst neuvereehlichten Paaren die Zeit einer girrenden Zärtlichkeit zu seyn; aber der Pastor Sebaldus und die schöne Wilhelmine waren zu Anfange ihrer Ehe in ihrem Betragen gegeneinander, wenn nicht kalt, doch etwas verlegen. Die landmännische Treuherzigkeit des Mannes, und die feine Hofmanier seiner jungen Frau machte einen Abstand zwischen ihnen, so daß der Pastor sich noch nicht recht darein schicken konnte, mit ihr als mit seines gleichen umzugehen; Wilhelminen war hingegen noch immer der wohlgeputzte Hof vor Augen, den sie verlassen hatte. Das Andenken an die prächtigen von der Fürstinn abge-

legten Kleider, in der sie sich oft der gaffenden Menge der Zofen und Kammerdiener gezeigt hatte, verleidete ihr ihren ländlichen aber neugemachten Anzug. Es war ihr sogar, als ob ihr etwas fehlte, daß sie ferner nicht hohen Personen mit tiefer Verneigung aufzuwarten hatte, und das Glück unabhängig zu seyn, schien ihr Erniedrigung. Die ungekünstelten Schönheiten der Natur, womit sie auf dem Lande umgeben war, konnten sie noch nicht wegen des Flitterstaats der Kunst schadlos halten, den sie nun nicht mehr erblickte. Sie erinnerte sich mit Sehnsucht der glänzenden Scenen von Bällen, Concerten und Schlittenfahrten, die sie oft — angesehen hatte; noch mehr des gnädigen Kopfneigens der Fürstinn, durch das sie zuweilen unter der Menge gaffenden Hofgesindes war hervorgezogen worden. Sie that bey jeder Gelegenheit kleine Reisen in die Stadt, und unterließ nicht, ihre Aufwartung bey Hofe zu machen. Sie merkte aber gar bald, daß man sich am Hofe um die nicht bekümmert, die man nicht braucht, und daß ihre Stelle von andern eingenommen war. Dies kostete ihr zwar einige Thränen, war aber doch die erste Ursache, daß sie die gute

Seite ihrer jetzigen Lage und die guten Gesinnungen ihres Sebaldus einzusehen anfing, welche zu bemerken sie bisher durch sein unmodisches Kleid und durch seine schief gepuderte Perücke war verhindert worden. Sie erwiederte seine Liebkosungen mit freundlichen Blicken, er kam ihr mit Freundschaftsbezeugungen zuvor. Aus diesem Wechsel von Gefälligkeiten entstanden bey ihnen gegenseitige Empfindungen einer Glückseligkeit, die sie vorher noch gar nicht gefühlt hatten.

Von dieser Zeit an vergaß die schöne Wilhelmine völlig den Hof, und ward ganz eine Landwirthinn. Vorher hatte sie nur zu gehorchen gewußt, nun begann sie zu regieren. Es kostete ihr einige kleine Liebkosungen, so begann Sebaldus, der bisher als ein halber Wilder gelebt hatte, sich fleißiger den Bart zu putzen, und nicht so viele Federn auf seinem schwarzen Rocke zu leiden. Durch gleiche Freundlichkeit erstreckte sie bald ihre Herrschaft auf ihre Nachbarinnen, die von ihr bisher durch ein gnädiges HofläcHeLn verscheucht worden waren. Nun erwarb sie derselben Vertrauen, ertheilte den Wohlhabenden guten Rath, den Armen Almosen, und ward in kurzer Zeit im

Kirchspiele eben so beliebt, als ihr Mann schon vorher gewesen war.

Diese Liebe hatte sich Sebaldus durch die Sorgfalt, die er für seine Gemeinde trug, erworben. Er war in den Häusern seiner Bauern als ein Vater und als ein Rathgeber willkommen. Nie ließ er es dem Bekümmerten an Trost, nie dem Hungrigen an Labsal fehlen. Er war von allen häuslichen Vorfällen unterrichtet, nicht, weil er in das Hausregiment der Layen einen Einfluß zu haben suchte, sondern weil er von ihnen selbst bey allen ihren Verlegenheiten um Rath, bey allen ihren Zwistigkeiten um Vermittelung ersucht ward. Er schalt in seinen Predigten nicht auf die Laster, aber wenn ein Laster in der Gemeinde verübt wurde, pflegte er, ohne desselben zu gedenken, die entgegengesetzte Tugend einzuschärfen. Daher richtete er seine Predigten auch mehr nach den Bedürfnissen seiner Gemeinde, als nach der Folge der Evangelien ein. Er hat wohl eher über das Evangelium vom Zinsgroschen, von den Vortheilen eines mäßigen und nüchternen Lebens gepredigt, bloß weil sich kurz vorher ein paar Bauern in der Schenke betrunken hatten. Als er einst ver-

geblich versucht hatte, zwey Bauern, die in offenbarer Feindseligkeit lebten, zu vergleichen, und von dem einen hart mit Worten war angelassen worden, predigte er am Tage St. Stephani des Märtyrers: von der ersten Pflicht wahrer Christen, ihren Nächsten zu lieben, und gedachte der empfangenen Scheltworte nicht, ob ihm gleich die Worte des Evangeliums: Jerusalem, du tödtest die Propheten, und steinigest die zu dir gesandt sind, die schönste Gelegenheit dazu gegeben hätten.

Zu beklagen war es freilich, daß dieser sonst gutmüthige Mann, und der beym Antritte seines Amtes auf die symbolischen Bücher geschworen hatte, im Herzen nichts weniger als orthodox war. Über das athanasische Glaubensbekenntniß hat er sich zwar niemals erklärt; nur weil er anstatt des Liedes: Wir gläuben all an einen Gott ꝛc., welches sonst alle Sonntage in seiner Kirche war gesungen worden, oft ein geistliches Lied von Gellert singen ließ, war er bey einigen vielleicht allzubrünstigorthodoxen Landpredigern in der Nähe nicht in allzugutem Geruche. Über die Lehre von der Genugthuung aber

äußerte er bey Gelegenheit viele Zweifel. Er verschwendete (ohne Exegese, wovon er wenig hielt) viel philosophische Spitzfindigkeit, um dieser Lehre eine bessere Form zu geben; denn er war ein eifriger Anhänger der Crusiusschen Philosophie, welche unter allen andern Philosophieen am geschicktesten scheint, die Theologie philosophischer und die Philosophie theologischer zu machen. Am meisten aber ging er in der Lehre vom tausendjährigen Reiche und von der Ewigkeit der Höllenstrafen von der Dogmatik ab. Er glaubte das erstere steif und fest, von der letztern hingegen hatte er sich nie überzeugen können. Er glaubte, im himmlischen Jerusalem würden alle Gottlosen fromm werden. Diese tröstliche Hoffnung hatte er aus einem fleißigen Studium der prophetischen Bücher der Schrift, besonders der Apokalypse geschöpft, welches Studium er schon seit langen Jahren mit unablässigem Eifer getrieben hatte. Er war auf eine sehr sonderbare Weise dazu gebracht worden, diese Bücher vorzüglich zu studiren. Schon in seinen jüngern Jahren war er durch sorgfältiges Nachdenken auf den Gedanken gekommen: der Willen Gottes, der unsere itzige und

zukünftige Glückseligkeit bestimmt, wenn auch Gott für gut befunden habe ihn besonders zu offenbaren, müsse dennoch auch nothwendig durch Vernunft eingesehen werden können, und mit der Vernunft übereinstimmen. Die einzige Offenbarung, die uns etwas ganz unbekanntes entdecken könne, worauf die bloße Vernunft nie gefallen seyn würde, glaubte er, sey die prophetische Offenbarung von zukünftigen Dingen. Nachdem er also bey sich über den Werth aller dogmatischen und moralischen Wahrheiten einig war, indem er keine dogmatische Wahrheiten für nöthig und nützlich hielt, als die auf das Verhalten der Menschen einen Einfluß haben, und sich mehr angelegen seyn ließ, alle moralische Gesetze Gottes auszuüben, als sie zu zergliedern oder zu umschreiben; so hatte er sich ganz dem Studium der prophetischen Schriften gewidmet. Jeder Mensch hat sein Steckenpferd, und Sebaldus hatte die Apokalypse dazu erwählt, welches er auch, seine ganze Lebenszeit durch, vom Montage bis zum Freytage fleißig ritt. Nur der Sonnabend, wenn er sich zu seiner Predigt vorbereitete, und der Sonntag, wenn er sie hielt, war moralischen Betrachtungen

gewidmet. Denn so sehr er auch die Prophezeihungen der Untersuchung eines scharfsinnigen Kopfes würdig hielt, so wenig glaubte er, würden seine Bauern davon verstehen oder nützen können; und es war sein unwiderruflicher Willen, seinen Bauern nichts zu predigen, als was ihnen sowohl verständlich als nützlich wäre.

Er hatte daher mit einer Menge seiner wohlehrwürdigen Amtsbrüder eine gewisse Ähnlichkeit, ob er ihnen gleich sonst sehr unähnlich war. Viele Landpfarrer predigen Sonntags mit lauter Stimme das Gesetz, und wissen die Ungläubigen und Ketzer mit starken Ausrufungen und gelehrten Citationen aus dem Grundtexte gar fein zusammenzutreiben. Eben diese Männer aber sieht man die ganze Woche über als dickstämmige Pachter, wilde Pferdebändiger, drollichte Trinkgesellschafter oder vorsichtige Wucherer, und möchte sie kaum für Ebendieselben halten. Eben so konnte jedermann alle Sonntage hören, daß der Vortrag des Pastors Sebaldus einfältig, herzrührend und allen Bauern verständlich war. Wer hätte sich da vorstellen sollen, dies sey der grundgelehrte Mann, der alle Kommentarien über die prophetischen

Bücher durchstudirt hatte, der alle alte und neue Prophezeihungen nebst ihren Erfüllungen und Nichterfüllungen auf ein Haar wußte, der Vorbilder und Gegenbilder wie Schachtel und Deckel zusammenpassen konnte, dem keine Meinung der Mystiker und Gnostiker entgangen war, der Buchstabenziffern und Jahrwochen, prophetische Zeitzirkel und abgekürzte Abendmorgen, bildliche Geschichte und weissagende Träume, nebst der ganzen Kabbala und dem Buche Raja Mehemna gänzlich inne hatte? Wer hätte sich da vorstellen sollen, dieser ganz einfache Landpfediger sey der Mann, der aus seinem Reichthume von gelehrtem Stoffe mit Hülfe der Crusiusschen Philosophie, die feiner als die feinste Nadel zugespizt, die einfachsten Begriffe zertheilen, und sogar die beiden Seiten einer Monade von einander spalten kann, eines der scharfsinnigsten Gewebe von Prophezeihungen aus der Apokalypse gezogen hatte, welchem Crusius unumstößliche Hypomnemata der prophetischen Theologie, Bengels unwidersprechliche Auslegung der apokalyptischen Weissagungen, Don Isaak Abarbanels Majeneh Jeschuah und Michaelis unwiderlegliche Erklärung der siebenzig Wochen, weder an Richtig-

keit und Wahrheit, noch an Neuheit, Scharfsinn und sinnreicher Aufklärung der dunkelsten Bilder zu vergleichen waren?

So wie die meisten großen Begebenheiten aus sehr geringen Ursachen zu entspringen pflegen, so ging es auch derjenigen Hypothese über die Apokalypse, auf die sich Sebaldus am meisten zu gute that. Wilhelmine war, als sie vom Hofe kam, sehr französisch gesinnet: sie sprach und las gern französisch, sie ließ sich sogar merken, daß sie nichts eifriger wünschte, als einmal in ihrem Leben Paris zu sehen, und warf es ihrem Manne mehr als einmal vor, daß er gar nichts von französischer Artigkeit an sich hätte. Nun fügte es sich unglücklicher Weise, daß der ehrliche Sebaldus schon vorher an allem, was französisch war, ein überaus großes Misfallen hegte. Es war ihm von Jugend auf in der Schule ein herzlicher deutscher Haß gegen Frankreich eingeprägt, und oft wiederholt worden daß die Franzosen und die leidigen Türken Erb- und Erzfeinde Deutschlands wären, daß sie Kaiser und Reich beständig bekrieget, und ganze Provinzen vom deutschen Reiche abgezwackt hätten. Da nun Frankreich auf-

ser dem vielen und öftern Unheile, das es auf deutschem Boden angerichtet hatte, sich auch sogar in des Sebaldus Hausangelegenheiten mengte (denn er ließ sichs nicht ausreden, daß bloß die Neigung zum Französischen Ursache sey, daß ihn Wilhelmine nicht so herzlich liebte, als ers wünschte); so verdoppelte sich sein Haß gegen alles, was französisch war. Weil er nun sonst kein Mittel sah, seinen Unwillen auszulassen, so wandte er sich mit Ernst zu seiner allgemeinen Zuflucht, der Apokalypse, und forschte nach, ob denn in diesem Magazine von Weissagungen nicht eine Weissagung wider die Franzosen enthalten seyn sollte?

Es hat einer von den zweyhundert schwäbischen tiefsinnigen Erklärern der Offenbarung Johannis es als einen sichtbaren Beweis der wirklichen göttlichen Inspiration dieses Buchs angegeben, daß man alles darin finde, was man mit aufrichtigem Herzen darin suche. Dies erfuhr auch Sebaldus. Denn da er die Apokalypse mit einem Seitenblicke auf Frankreich las, so schien ihm dies dunkle Buch ganz klar zu werden, und er glaubte sich zuletzt überzeugt, daß ein großer Theil der apo-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0051
DFG

kalyptischen Bilder nichts als ein Kompendium der französischen Geschichte wäre, welches vor dem Hainault und Mezeray nur den einzigen Vortheil habe, daß es etwas über tausend Jahre eher geschrieben worden sey, als die Begebenheiten vorgingen. Er war fest versichert, daß die große Babylon im XVIIten Kapitel weder die Stadt Rom, noch die Freymaurerey, sondern die Stadt Paris andeute. Die Bedeutung der beiden Thiere im XIIIten und XVIIten Kapitel konnte er aus dem P. Daniel erläutern, den er deshalb ausdrücklich, nach der nürnbergischen Übersetzung, durchgelesen hatte. Die Entdeckung aber, worauf er sich am meisten einbildete, war, daß die Zahl des zweyten Thieres 666 oder χξς die Jesuiten bedeute, deren Verjagung aus Frankreich er wirklich einige Jahre eher wußte, als der Herzog von Choiseul daran gedacht hatte. Nebenher war er auch versichert, das Büchlein im Xten Kapitel, das im Munde süß war wie Honig, und hernach im Bauche grimmete, müsse offenbar auf die vielen schlüpfrigen sittenverderbenden französischen Duodezbände gedeutet werden, die wir Deutschen mit so vieler Begierde lesen. Alle diese und meh-

rere neue Entdeckungen über die Apokalypse gediehen in kurzem zu einem großen Werke, woran unser Sebaldus unabläßig arbeitete.

Freylich hatten diese gelehrten Bemühungen nicht ganz den Beifall der schönen Wilhelmine. Sie warf sich zwar, nach ihrer gänzlichen Entfernung vom Hofe, in die Litteratur, so wie sich die vom Hofe verwiesenen französischen Damen in die Devotion werfen; aber diese Litteratur war von derjenigen, die Sebaldus trieb, himmelweit unterschieden. Wilhelmine war eine schöne Geistinn. Alle gute deutsche und französische Dichter hatte sie so fleißig gelesen, daß sie in der Konversation nicht selten Stellen daraus anzuführen pflegte. Im Urtheile über den Werth der Romane war sie das Orakel der ganzen Gegend. Sie war aber auch in der ganzen Gegend die einzige, die alle unsre besten neuern Dichter ganz frisch von der Presse, und die Bremischen Beyträge, die Sammlung vermischter Schriften, und die Briefe die neueste Litteratur betreffend, stückweise kommen ließ. Von ihr erhielten sie die wenigen gnädigen Fräulein, die Landprediger, und die Konrektoren in den benachbar-

ten kleinen Städten, die noch in der dortigen Gegend unsere schönen Geister des Lesens würdigten.

In der Philosophie waren Sebaldus und seine Wilhelmine noch weit mehr von einander unterschieden. So sehr er ein eifriger Crusianer war, eben so sehr war sie aus allen Kräften der Wolfischen Philosophie ergeben; besonders aber wußte sie desselben kleine Logik auswendig. Wenn eine von ihren Freundinnen sich den Geschmack bilden wollte, so pries sie derselben das zehnte Kapitel, wie man von Schriften urtheilen soll, nebst dem eilften an, wie man Bücher recht mit Nutzen lesen kann. Der Crusiusschen Philosophie war sie von Herzen gram; welches auch kein Wunder war, weil sie sich niemals hatte überwinden können, eine einzige von den Schriften des Hochwürdigen Mannes in die Hand zu nehmen. Sebaldus gab sich alle mögliche Mühe, sie dahin zu bringen, daß sie nur wenigstens Wüstemanns Kompendium der Crusiusschen Philosophie durchlesen möchte, welches er für eine nahrhafte Milch für unmündige Philosophen hielt. Umsonst! Sie legte es, nachdem

dem sie sechs Seiten durchgelesen hatte, mit Verachtung aus der Hand, und war und blieb eine Wolfianerinn.

Es ist leicht zu begreifen, wie die Philosophie der schönen Wilhelmine zuweilen eine kleine Unordnung im Hauswesen habe verursachen können, und wie möglich es gewesen, daß ein neuangekommenes Stück der Litteraturbriefe der zureichende Grund seyn konnte, daß der Reißbrey anbrennen mußte. Solche kleine häusliche Widerwärtigkeiten störten aber keinesweges die beiderseitige Zufriedenheit. Da Sebaldus gemeiniglich zu eben der Zeit über einem Gesichte aus der Apokalypse geschwitzt hatte, so schmeckte er entweder den Fehler der Speise nicht, oder nahm ihn ganz gutherzig auf sich, weil er glaubte, er habe auf sich allzulange warten lassen. So gebiert das Bewußtseyn eigener Schwachheiten Toleranz, und Toleranz gebiert Liebe.

Im Anfange freylich, verursachten die sich gerade entgegengesetzten gelehrten Meinungen beider Eheleute unter ihnen manchen heftigen Zwist; sobald aber nur die beiderseitige Zuneigung stärker geworden war, konnten die verschiedenen Meinungen nicht mehr den Wachs-

thum ihrer Liebe hindern. Auf die Philosophie, über die sie sich so oft ohne Erfolg gestritten hatten, ließen sie sich ferner gar nicht ein. Hingegen ließ sich Sebaldus zuweilen gefallen, von Wilhelminen ein Stück aus einem neuen deutschen Schriftsteller vorlesen zu hören (denn wider die französischen Schriften hatte er sich allzudeutlich erklärt, als daß sie sich derselben zu erwähnen getrauet hätte). Wilhelmine war auch zuweilen so gefällig, von ihrem Manne ein Stück seiner neuen Erklärung der Apokalypse, mit Parallelstellen aus P. Daniels Geschichte bestärkt, sich vorlesen zu lassen. Sie rief wohl zuweilen aus: »Sinnreich! wirklich sehr sinnreich!« Mit diesem Beyfalle war er vergnügt wie ein König. Er ließ ihn auch nicht unbelohnt. Er setzte sich ans Klavier, und spielte ungebeten einige der Oden mit Melodieen, von denen er wußte daß sie seiner Frau am angenehmsten waren. Wilhelmine sang mit frohem Herzen dazu, und gewöhnlich war ein solcher Auftritt eine reiche Quelle guter Laune für diesen und einige folgende Tage.

Gegen das Ende der erstern neun Monate ihres Ehestandes ward er mit einem Sohne

gesegnet, dessen sich der Hofmarschall aus alter Bekanntschaft besonders annahm. Er ließ ihn oft zu sich in die Stadt holen, beschenkte ihn, und konnte lachen, daß ihm der Bauch schütterte, wenn der Junge, der von seiner ersten Jugend an versprach einst ein durchtriebener Kopf zu werden, einen Umstehenden in die Wade zwickte, oder sonst jemand einen kleinen Schabernack anthat. Als der Knabe sechs Jahr alt war, so nahm er ihn ganz zu sich, so daß ihn seitdem seine Eltern nur selten zu sehen bekamen. Im vierzehnten Jahre war der Knabe so weit gekommen, daß er die muthwilligen Neckereyen, die der Hofmarschall so oft in seiner ersten Kindheit an ihm bewundert hatte, auch an seinem Wohlthäter selbst auszuüben anfing. Dieser mochte nun wohl dem Witze des Knaben Beyfall geben, wenn er andere hohnneckte, aber nicht, wenn er sich auch an ihn, den Hofmarschall selbst, wagte, und dachte daher darauf, sich dessen zu entledigen. Er besann sich, daß er einen guten Freund hatte, der Kurator über eine etwa 25 Meilen entlegene Fürstenschule war; in derselben verschaffte er dem jungen Nothanker eine Freystelle. Als der Knabe in derselben

sechs Jahre verharrt hatte, und es nun Zeit schien, ihn auf Universitäten zu bringen, verschaffte er demselben durch gleiche Protektion zwey Stipendien auf einer berühmten Universität. Weil nun zwey Stipendien einträglicher waren, als eins, so konnte der junge Nothanker auch seine Studien mit viel glücklicherm Erfolge fortsetzen, als sonst ein armer einfacher Stipendiat hätte thun können. Er studirte daher nicht allein in den Kollegien, sondern auch in den Kaffeehäusern, bey den Jungemädgen, in den Dorfschenken, und also in der großen Welt der Universitäten. Er machte auch Verse und Satiren, wodurch er denn bald ein Mitglied der deutschen Gesellschaft des Ortes ward. Von der Philosophie machte er Profession, und setzte sich schon in seinen Studentenjahren vor, in derselben einst große Veränderungen vorzunehmen; in der ästhetischen Kritik aber war er so stark, daß er den Longin, Shakespear und Home immer beym dritten Worte citirte. Diese Nachrichten erfreuten Wilhelminen ungemein, welche ihn als ihren würdigen Erben ansah, obgleich Sebaldus ein wenig darüber den Kopf schüttelte, und die Hoffnung, die er sich

seit zehen Jahren gemacht hatte, ihn einmal zum Adjunkt seiner Pfarre zu bekommen, beynahe aufzugeben anfing.

Etwa sechs Jahre nach der Geburt des Sohnes, als eben die Zuneigung zwischen Sebaldus und Wilhelminen zur wärmsten Zärtlichkeit gestiegen war, wurden sie mit einer Tochter erfreut. Mariane war von ihrer ersten Jugend an der Gegenstand der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit. Besonders wendete Wilhelmine ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung dieser Tochter. Sie unterwies sie in allen weiblichen Arbeiten und in der französischen Sprache, ihr Vater war ihr Lehrer in der Geschichte und Erdbeschreibung, und beide vergaßen nichts um den Geist und das Herz dieses geliebten Kindes zu bilden. Mariane hatte in ihrem sechszehnten Jahre die besten deutschen und französischen Schriftsteller gelesen. Nach Endigung ihrer häuslichen Arbeiten war ihr Abendgeschäft wechselsweise ihrer Mutter vorzulesen, oder auf dem Klaviere zu spielen, worin ihr Vater ihr erster Lehrmeister gewesen war, und ihr eigner Fleiß sie zu mehrerer Vollkommenheit gebracht hatte. Eine sanfte Seele, ein mit-

leidiges Herz, krönte ihre übrige gute Eigenschaften, und gab ihnen in den Augen ihrer Eltern noch einen viel größern Werth.

Als diese älteste Tochter schon erwachsen war, wurde die Familie noch mit einer kleinen Tochter vermehrt, bey deren guter Erziehung Wilhelmine mit der jungen Mariane wetteiferte.

Zweyter Abschnitt.

Die häusliche Zufriedenheit hatte auf solche Art viele Jahre ununterbrochen fortgedauret. Sebaldus verrichtete seine Amtsgeschäfte in der Kirche mit frohem Gemüthe, eben so wie Wilhelmine in der Küche und in der Milchkammer. Beide unterstützten willig ihre nothleidenden und bekümmerten Nachbarn, und dann kehrten sie vergnügt zu ihrer eigenen Gesellschaft, und zur Gesellschaft ihrer inniggeliebten Kinder zurück. Ein frohes Herz war die Würze jeder ländlichen Mahlzeit, und verschönerte ihre ruhigen Spaziergänge. Das Einförmige in ihrer Lebensart und in ihrem Vergnügen gewann mehrere Veränderung, so wie ihre Kinder im Alter zunahmen. Eine

richtige Anmerkung, oder ein witziger Einfall den Mariane hören ließ, ein neues musikalisches Stück das sie zum erstenmal spielte, war der elterlichen Zärtlichkeit ein Fest, woran ihr Vergnügen Tage lang Nahrung hatte. Der Tag, da Charlottchen zuerst das süße Wort Mutter lallte, der, da sie zuerst auf ihren kleinen Füßen drittehalb Schritte von dem Schooße der Mutter zum Vater forttaumelte, der, da sie ihm das erste von ihr genähte Säumchen vorzeigen konnte, oder der, da sie, durch ihre zärtliche Schwester gelehrt, beide Eltern durch Hersagung der Gellertschen Fabel vom Zeisig überraschte, waren in dieser kleinen Familie Galatage, deren Anmuth, wider die Art der höfischen, auch noch nachdem sie vorbei waren, genossen wurde.

So vollkommen das Glück dieser Familie war, so drohte es doch ein kleiner Zufall zu unterbrechen. Es erschien in den letzten Jahren des vergangenen Krieges eine Schrift: Vom Tode für das Vaterland, betitelt. Diese kleine Schrift würde in das ruhige Fürstenthum so leicht nicht eingedrungen seyn, welches von neuen Schriften, sonderlich von solchen die sich mit dem Tande der welt-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0061
DFG

lichen Weisheit, und mit dem Spielwerke der schönen Litteratur beschäftigten, gar nicht beunruhigt wurde. Man hatte darin gewöhnlicher Weise außer dem fürstl. privilegirten Gesangbuche, welches jährlich in grobem und feinem Drucke aufgelegt ward, und einigen auswärtigen Kalendern, als dem hinkenden Staatsboten, und dem Nürnbergischen Land- und Hauskalender, u. s. w.; nichts, als des Herrn von Bogazky tägliches Hausbuch, den kleinen Görgel in Lebensgröße, Schabalie wandelnde Seele, Försters expediten Prediger in sechs Quartbänden, die Grundrisse von Predigten der Hamburgischen Herren Pastoren, nebst der Insel Felsenburg, dem im Irrgarten der Liebe taumelnden Kavalier, und einigen Romanen des Dreßdner Thürmers, z. B. das Leben Peter Roberts, das wunderbare Schicksal Antoni, das Leben des Malers Michael, und dergleichen Sachen mehr.

Wilhelmine aber, welche auf alle neue Bücher neugierig war die in die schönen Wis-

senschaften, in die Sittenlehre, Geschichte u. s. w. einschlugen, hatte, wie wir schon erwähnt haben, für sich selbst eine kleine auserlesene Bibliothek solcher Schriften, dergleichen in dem ganzen Fürstenthume nicht anzutreffen war. Sie hatte dem Buchhändler in der fürstlichen Residenzstadt, ihrem Gevatter, den Auftrag gegeben, ihr alle merkwürdige neue Bücher dieser Art, in eben dem Pakete zuzusenden, worin Sebaldus alle neue Schriften die über die Apokalypse herauskamen, empfing. So nährte der ehrliche Hieronymus den Geist beider Eheleute mit Witz und mit Prophezeihungen.

Dieser Buchhändler hatte in seiner Jugend einige Schulstudien gehabt, und dadurch vor verschiedenen seiner Handlungsgenossen den kleinen Vorzug erlangt, die Titel der Bücher, die er verkaufte, ganz zu verstehen. Er hatte in verschiedenen ansehnlichen Buchhandlungen in Holland, Frankreich und Italien, als Handlungsdiener gestanden. Dabey hatte er nicht allein sein eigenes Gewerbe in einem weit größern Umfange eingesehen, sondern auch Städte und Sitten der Menschen kennen lernen. Daher kam es wohl,

daß er zuweilen, vielleicht ohne es selbst zu wissen, ein vernünftigeres Urtheil von verschiedenen Sachen fällte, als sein Nachbar der Superintendent, oder sein anderer Nachbar der Rath in dem fürstlichen Expeditionskollegium, die beide, außer ihren auf einer benachbarten Akademie verbrachten Universitätsjahren, niemals ihre Vaterstadt verlassen hatten.

Hieronymus pflegte aber die Einsichten die er besaß, eben nicht unabläßig geltend zu machen, daher hatten sie ihm auch nicht Feinde zugezogen. Er war in der kleinen Residenzstadt, in der er sich gesetzt hatte, im Ansehen, ohne von jemand beneidet zu werden: denn er war gegen jedermann dienstfertig, und hatte eine natürliche Abneigung jemand ins Gesicht zu widersprechen, oder erlangte Vortheile von irgend einer Art zur Schau zu tragen. Bey diesen Grundsätzen und einer so glücklichen Temperamentstugend war er in seinem Städtchen wohlhabend geworden, ohne daß es eben bey seinen Nebenbürgern sonderliches Aufsehen verursacht hatte.

Gleichwohl waren durch seinen Fleiß, ganz unvermerkt, in dem Ländchen wo er sich befand, zwey neue Handlungszweige eröff-

net worden, an die vorher noch niemand gedacht hatte. Das kleine Fürstenthum hatte einen fruchtbaren Boden und nicht wenig Viehzucht; es brachte alles hervor, was die Einwohner nähren konnte. Sie nährten sich auch, und zehrten richtig dasjenige auf was ihnen zuwuchs. Weil sie aber außer ihrem mäßig bestellten Ackerbaue, gar keine einzige Art von Kunstfleiß trieben, so war freylich unter ihnen wenig Geld. Es reichte kaum zu, die Röcke und die Strümpfe zu bezahlen, die die Handwerker eines benachbarten Herzogthums aus der Wolle die in diesem kleinen Fürstenthume sehr wohlfeil verkauft ward, webten, und alsdann in dasselbe wieder einführten. Es war also kein Wunder, daß bisher noch kein Buchhändler in diesem Ländchen hatte Bücher verkaufen können. Hieronymus war der erste, der sich unterstand Bücher darin einzuführen. Er sah aber auch nicht so genau darauf, ob er eben baar Geld erhielt. Er verkaufte mehrmal z. B. das Juristische Oraculum in sechszehn Foliobänden für einen fetten Ochsen, Leopolds Landwirthschaftsbuch für sechs Scheffel Roggen, und Riegers Herzpostill, oder Car-

dilucii Kunst- Natur- und Nahrungspostill für ein paar Schock Eyer; ja er gab noch wohl Mürdelii süße Geisteserquickungen, oder Meletaons Tugendschul in den Kauf.

Hierdurch machte er sich besonders bey den Predigern in den Städten, Flecken und Dörfern sehr beliebt, die gern etwas von ihren Zehenden oder von ihrem Naturaldeputate daran wagten, um sich Krausens evangelischen und epistolischen Predigerschatz, Kleiners Hirtenstimme, Schlichthabers fünffache Dispositionen aller Evangelien, oder Weihenmayrs epistolische Spruch- und Kernpostill anzuschaffen, und sich dadurch die schwere Last des Predigtamts, die sie so sehr drückte, zu erleichtern. Die Bürger folgten bald dem Exempel ihrer Seelenhirten, und schafften sich von einem Theile des Ertrags ihrer Erndte und ihrer Kälber- und Hammelzucht einige erbauliche und nützliche Bücher an, z. B. Hollatzens Gnadenordnung und Pilgerstraße, das Gebetbuch die reine Wasserquelle, den vom Engel Raphael begleiteten Wandersmann, Goezens

Betrachtungen über die Dinge die nach dem jüngsten Gerichte vorgehen werden, *Hocuspocus* oder die neuvermehrten Taschenspielerkünste, Schnurrs Kunst- und Wunderbuch, der getreuen Bellamira wohlbelohnte Liebesproben, Heußens biblische Seelenweide, u. d. gl. Die fürstlichen Räthe und Sekretarien aber kauften Bolzens Amts- und Gerichts-Actuarium, dessen Anweisung zum Ambthierungswerke, besonders aber des deutlichen Schwesers oder *Philoparchi* wohlunterichteten Beamten ꝛc.

Hieronymus erhielt also, als ein Laye, einen Vortheil der sonst nur der Geistlichkeit eigen war, nehmlich er speisete den Geist seiner Mitbürger und eignete sich dafür ihre Glücksgüter zu. Er ließ die eingetauschten Ochsen, Hammel und Schweine in seine Ställe treiben, und das eingetauschte Getreide auf seine Böden schütten. Beides war auf den Märkten des obengedachten Herzogthums für baares Geld zu verkaufen, weil daselbst die blühenden Manufakturen eine größere Bevölkerung, diese aber unvermerkt einen höhern

Preis der Nahrungsmittel verursacht hatten. Man kannte unsern Mann daselbst nicht unter dem Namen des Buchhändlers Hieronymus; hingegen der Namen des Korn- oder Viehhändlers Hieronymus war bey den Müllern, Bäckern und Schlächtern daselbst um desto bekannter.

Seine Nachbarn hatten selbst Äcker und Wiesen; aber zufrieden sich zu nähren, bauten sie wenig mehr als gebraucht ward, und dachten nie daran, den kleinen Überfluß ihren Nachbarn weiter, als etwa bis in die nächste Landstadt, zuzuführen. Es währte Jahre lang, bis durch die beladenen Wagen und durch die Heerden Vieh, die sie so oft aus Hieronymus Hause wegfahren und wegtreiben sahen, ihre Neugier rege gemacht ward.

Sie versuchten bald eben diesen Weg, und da ihnen ihr Unternehmen gelang, fingen sie an ihre Viehzucht zu vermehren, und ihre Äcker fleißiger zu bauen. Sie nahmen dadurch selbst an gutem Wohlstande zu, und das ganze Ländchen kam in wenig Jahren in so gutes Aufnehmen, daß die Staatsklugen zu erörtern anfingen, warum das Land sich so schnell verbessert habe.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0068
DFG

Eigentlich war freylich die Ursache davon der Fleiß des Hieronymus, und das Beyspiel das er seinen Mitbürgern gegeben hatte. Es ist aber allen denen, die politische und Finanzvorfälle untersuchen, schon längst zur Regel geworden, nicht die kleinen Umstände anzuführen, welche gemeiniglich die wahren Ursachen der Begebenheiten zu seyn pflegen, sondern große Umstände aufzusuchen, welche gemeiniglich nicht die wahren Ursachen sind. Daher ward in einer in das fürstliche Intelligenzblatt eingerückten Abhandlung, die schnelle Zunahme des Wohlstandes der landesväterlichen Vorsorge des Fürsten zugeschrieben (der auf seinem Lustschlosse seine Zeit zwischen der Jagd und seiner Mätresse theilte); und nach derselben den klugen Anstalten seines ersten Geheimenraths (der in der fürstlichen Residenzstadt im Kabinette unermüdet arbeitete, alle Stellen im Lande mit seinen Verwandten und Kreaturen zu besetzen). Der Superintendent D. Stauzius hingegen, ein scharfer Gesetzprediger, nahm diese Abhandlung in der Einweihungspredigt der neuerbauten St. Bartels Kapelle ziemlich durch, und versicherte, der zugenommene Wohlstand des Fürstenthums sey

bloß ein sichtbarer Segen des Höchsten, wegen der frommen Aufführung der Einwohner.

Man muß nehmlich wissen, daß in der fürstlichen Residenzstadt ein paar Jahre vorher, fünf Straßen nebst einer kleinen verfallenen Kapelle abgebrannt waren. Die Einwohner trugen, auf die nachdrückliche Ermahnung des Superintendenten, zum Baue der Kapelle, welche viel vergrößert und verschönert aufgebauet werden sollte, so reichlich bey, daß sie freylich kein Geld übrig behielten, zu einer Hauskollekte etwas herzugeben, die der Bürgermeister veranlasset hatte, um von deren Ertrage einige gemeine Feuerspritzen anzuschaffen, weil bloß aus Mangel derselben das Feuer soweit um sich gegriffen hatte. Noch weniger kehrten sie sich an die leichtsinnigen Reden des Bürgermeisters, der öffentlich sagte, daß man vor allen Dingen den abgebrannten Einwohnern beyspringen müsse, und daß es überhaupt unnöthig sey die Kapelle wieder zu bauen, da andere Kirchen genug in der Stadt wären, noch weniger sie zu vergrößern, so lange die Häuser der Einwohner, zu deren Gebrauche die Kapelle dienen sollte, noch in der Asche lägen. Diese mußten sich freylich, da sie nir-

gend

gend unterkommen konnten, und gar keine Hoffnung sahen sich wieder aufzuhelfen, in wenig Wochen zu Kolonisten nach Rußland anwerben lassen, und bekamen also die für sie neuerbaute Kapelle nicht zu sehen. Hingegen hatten sie doch den Trost, daß sie die gedruckte Einweihungspredigt des D. Stauzius nebst den beygefügten Carminibus des Stadtministeriums und aller Primaner des fürstlichen Lyceums mit vieler Erbauung am Ufer der Wolga vorlesen hörten.

Sebaldus erhielt diese gedruckte Einweihungspredigt in eben dem Pakete, worin Wilhelmine die Schrift vom Tode fürs Vaterland erhielt. Sie machte ihm aber nicht sonderliches Vergnügen. D. Stauzius hatte in derselben mehr als einmal, denen die Kirchen und Kapellen verachten, und den Bau oder die Verschönerung derselben hindern, mit der ewigen Verdammniß gedrohet. Sebaldus konnte aber an diese Lehre nie denken, ohne in eine Art von Bekümmerniß zu gerathen, die dem Mißvergnügen nahe war. Dagegen hatte der Tod fürs Vaterland auf Wilhelminen eine ganz entgegenstehende Wirkung, denn er setzte ihren ohnedies zum Romantischen ge-

neigten Geist schnell in Feuer. Sie fühlte Entzückung über die Gedanken des Verfassers: daß auch der Unterthan einer Monarchie nicht eine bloße Maschine sey, sondern seinen eigenthümlichen Werth als Mensch habe; daß die Liebe fürs Vaterland einer Nation eine große und neue Denkungsart gebe; daß sie eine Nation als ein Muster für andere darstelle. Erhitzt von diesen Ideen beschloß sie in dem allgemeinen Kriege der damals Deutschland verheerte, auch ein Beyspiel ihrer Liebe fürs Vaterland zu geben. Da fiel ihr gleich auf der ersten Seite folgende Stelle aufs Herz: »Sollte wohl ein Diener der Re»ligion sich entweihen, sollte er wohl dadurch »sein Amt vernachlässigen, wenn er, nachdem »er tausendmal gesagt hat: Thut Buße! »auch einmal riefe: Sterbet freudig fürs »Vaterland?« Dieser Aufforderung Genüge zu thun fand sie edel und groß, und eilte ihren Mann dazu aufzumuntern. Sie las ihm aus der Schrift, die ihr so sehr gefiel, die stärksten Stellen vor, und beschloß mit den eben angeführten an die Prediger gerichteten Worten. Hierauf nahm sie alles zusammen, um ihn zu bewegen, daß er den

nächsten Sonntag seiner Gemeine predigen sollte: Sterbet freudig für das Vaterland!

Doch sie fand bey ihrem Manne einen stärkern Widerstand als sie sich vorgestellt hatte. Sebaldus wußte ihrer feurigen Überredung hundert unerwartete kalte Gründe entgegenzusetzen; denn sein Geist gerieth ohne Prophezeihung nicht leicht in Enthusiasmus, und durch D. Stauzius Einweihungspredigt war er gar nicht erwärmt worden. Unter andern meinte er, ein Geistlicher, wenn er glaube oft genug gerufen zu haben: Thut Buße! könnte noch eine Menge Wahrheiten predigen, die ihn alle noch nützlicher dünken, als der Tod für das Vaterland. »Und, setzte er hinzu, »wo ist in unserm unter Krieg »und Verheerung seufzenden Deutschland jetzt »wohl das Vaterland zu finden? Deutsche »fechten gegen Deutsche. Das Kontingent un»sers Fürsten ist bey dem einen Heere, und »in unserm Ländchen wirbt man für das an»dere. Zu welcher Partey sollen wir uns »schlagen? Wen sollen wir angreifen? Wen »sollen wir vertheidigen? Für wen sollen wir »sterben?«

Aber Wilhelmine hatte nun einmal lebhaft den Gedanken gefaßt, es solle vom Tode fürs Vaterland gepredigt werden, und da ihr Mann durch allgemeine Gründe nicht zu bewegen war, nahm sie zu solchen ihre Zuflucht die ihn näher angingen. »Wie?« sagte sie: »Wird denn nicht in diesem Kriege »wider die Franzosen gestritten? Die Deut»schen sind ächte Deutsche, die auf Türken »und Franzosen losgehen! Sie haben mir, »mein Lieber! oft von Weißagungen vom na»hen Untergange Frankreichs vorgesagt; sollte »in der Apokalypse keine Weißagung seyn, »die den itzigen Krieg angehet? Schlagen Sie »doch nach. Wer weiß, ob in diesem Kriege »nicht Deutsche das stolze Frankreich erobern »sollen? Wenn es Ihnen nun vorbehalten »wäre, durch Ihre Predigt zu diesem großen »Werke den ersten Anlaß zu geben? Welcher »Ruhm für Sie, wenn auch auf Sie und »auf Ihre Predigt mitgeweißagt wäre? Kön»nen Sie der Kraft so vieler Gründe wohl »widerstehen? Ich dächte, Sie müßten da»durch determinirt werden!«

Der arme Sebaldus war nun bey allen seinen Schwächen angegriffen: denn Wilhel-

mine pflegte eben nicht die Apokalypse anzuführen, noch weniger pflegte sie der Franzosen mit widrigen Seitenblicken zu gedenken; und was den zureichenden und determinirenden Grund betraf, waren beide so schlechterdings entgegengesetzter Meinung, daß weder Sebaldus das Wort zureichend, noch Wilhelmine das Wort determinirend jemals in den Mund zu nehmen pflegte. Es geschah also hier, was immer zu geschehen pflegt, nehmlich, daß die gefällige Freundlichkeit eines Frauenzimmers die besten Gründe einer Mannsperson unkräftig macht.

Sebaldus wählte für den nächsten Sonntag einen schicklichen Text aus der Apokalypse, und da dieses das erstemal war, daß er einen aus diesem von ihm so geliebten Buche auf Kanzel brachte, so hielt er seine Predigt vom Tode fürs Vaterland, in einem ihm sonst nicht gewöhnlichen enthusiastischen Feuer; und nicht ohne Frucht. Denn beym Herausgehen aus der Kirche sah er auf dem Kirchhofe einen ziemlichen Auflauf, und hörte jemand sehr laut reden. Als er näher hinzu kam, vernahm er, daß ein im Dorfe liegender

preußischer Unteroffizier, der mit in der Kirche gewesen war, zu seiner Predigt eine epanorthotische Nutzanwendung hinzu that; wodurch denn zehn junge rasche Bauerkerle bewegt wurden, auf der Stelle Dienste zu nehmen.

Dem Sebaldus klopfte hiebey das Herz etwas ängstlich, aber Wilhelmine jubilirte über den glücklichen Erfolg ihres Vorschlags. Sie wendete auf dem Wege aus der Kirche nach Hause alles an, um ihrem Manne eben so freudige Gesinnungen mitzutheilen. Es würde ihr vielleicht gelungen seyn, wenn nicht zwey Briefe, die sie bey ihrer Ankunft zu Hause fanden, ihre Freude etwas niedergeschlagen hätten. Der eine war von einem Professor der Universität wo ihr ältester Sohn studirte. Er meldete ihnen ohne Umschweife, daß ihr Sohn mit Hinterlassung vieler Schulden davon gelaufen sey, und daß niemand wisse, wohin. Beide Eltern fuhren bei dieser unvermutheten Nachricht zusammen, und zitterten vor dem zweyten Briefe, an dessen Aufschrift sie ihres Sohnes Hand erkannten. Der Sohn meldete darin, ohne von seinen Schulden etwas zu erwähnen, »daß er es für einen guten Bür»ger für schimpflich halte, stille zu sitzen wenn

»das Vaterland in Noth sey; daß die Römer »und Griechen in ihrer Jugend Kriegsdienste »gethan hätten, daß er diesem glorreichen »Exempel folgen wolle, und daher zur Armee »gegangen sey. Zugleich meldete er seinen »Eltern, er habe vor der Hand einen frem»den Namen angenommen, und wolle diesen »so lange führen, bis er seinem wahren Na»men Ehre mache.« Sebaldus ward bey dieser Nachricht ganz blaß, und Wilhelmine fiel mit einem lauten Geschrey rücklings aufs Kanapee. Sie besann sich aber bald, daß jetzt Gelegenheit sey, spartanische Gesinnungen zu zeigen, und sagte nach einigen Minuten mit gebrochener Stimme und mit thränenden Augen: »Ich habe ihn dazu geboren!« Sie suchte, so schwer es ihr ward, ihre heldenmüthigen Gesinnungen bey sich wieder hervor zu ziehen. Bald stellte sie sich die großen Thaten vor, die ihr Sohn verrichten würde; bald bedauerte sie nur, daß er seinen Namen verändert hatte, weil sie auf diese Art vor ihr unbemerkt geschehen könnten. Bald hofte sie wieder, daß er, wenn er etwas Großes verrichtet hätte, gewiß seinen Namen kund thun werde. Doch konnten alle diese

heroischen Gesinnungen, mit denen sie sich tröstete, und die dem Sebaldus gar keinen Trost gaben, weder ihre mütterliche Zärtlichkeit noch des Sebaldus weise Betrachtungen unterdrükken, die sich den Rest des Tages über beständig dazwischen mischten. Und nun legten sie sich beiderseits in einer solchen Gemüthsverfassung schlafen, daß, wenn sie vier und zwanzig Stunden vorher darin gewesen wären, Sebaldus so wenig würde gepredigt haben: Sterbet freudig für das Vaterland! als Wilhelmine ihn dazu würde haben ermuntern wollen.

Dritter Abschnitt.

Indeß erscholl die Nachricht von dieser Predigt und von ihren Folgen bald bis in die fürstliche Residenz. Sebaldus hatte im Konsistorium zwey sehr mächtige Feinde. Zuerst den Präsidenten, zugleich ein Ehrenmitglied verschiedener deutschen und lateinischen Gesellschaften. Er fertigte viele sehr fließende deutsche Reime, und viele sehr deutliche lateinische Chronodistichen auf alle am fürstlichen Hofe vorfallende Galatage, auf alle Landpla-

gen, als Heuschrecken, Hagel, feindliche Einfälle, auf alle Promotionen der ihm untergebenen Konrektoren und Landprediger. Wilhelmine als eine feine Kennerinn, glaubte sich dem falschen Geschmacke, der in ihrem Vaterländchen beschützt ward, widersetzen zu müssen. Sie sprach daher bey jeder Gelegenheit von den deutschen Versen des Präsidenten überaus verächtlich, und seine lateinische Chronodistichen wußte sie aus dem Zuschauer mit einer Reihe Soldaten zu vergleichen, in welcher einige Riesen zwischen einer Anzahl Zwerge ständen. Nun ist es bekannt, daß alle Dichter sehr empfindlich, und die schlechten gemeiniglich die empfindlichsten sind. Es läßt sich also leicht erachten, wie der Präsident es für einen unerhörten Eingriff in die Landesverfassung und die gute Subordination halten mußte, daß eine Landpfarrerfrau sich über die Verse eines Mannes wie er öffentlich aufhalten dürfte, und wie er keine Gelegenheit werde verabsäumet haben, seinen Widerwillen wider den guten Geschmack der Frau den Mann empfinden zu lassen. Der zweyte Feind des Sebaldus war der Generalsuperintendent D. Stauzius, der ehemalige Dorfpfarrer, der unsern

Sebaldus mit Wilhelminen getrauet hatte, der wilde Mann, der so gern vom Obersten Menzel und vom lustigen Treffen zu Roßbach sprach. Er hatte kurz nach Sebaldus Heurath die vom diesem verschmähte Ausgeberinn des Präsidenten geheurathet, und war dadurch Generalsuperintendent geworden. So wie er am Stande zunahm, wuchs auch sein Eifer für die Orthodoxie, und er ließ sich zum Doktor der Theologie machen, um einen doppelten Beruf zu haben, sich der Orthodoxie alles Fleißes anzunehmen. Er erhielt auch im Lande eine solche Einförmigkeit in der Lehre, wie ein Hauptmann in einer wohleingerichteten Kompagnie Soldaten, wo jeder Rock so lang als der andere, jeder Zopf so dick als der andere, jede Stiefelette so hoch aufgeknüpft ist als die andere, und die sich nie nach ihrem eigenen Willen, sondern bloß nach dem Winke ihrer Obern beweget. Jeder Prediger, der nur den geringsten Geruch von Ketzerey an sich spüren ließ, wurde abgeschafft. Dadurch ward das Ländchen so rein gehalten, daß nur der einzige Sebaldus auf der schwarzen Liste stand. D. Stauzius hatte mit ihm, noch als Dorfpfarrer, schon oft über die Ewigkeit der

Höllenstrafen gestritten, die er eifrig behauptete; wogegen Sebaldus, wie wir den Leser schon haben merken lassen, davon zwar ganz menschenfreundliche aber nicht orthodoxe Begriffe hegte. Seitdem nun D. Stauzius Generalsuperintendent geworden war, glaubte er die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen noch weniger entbehren zu können. Er merkte beym Antritte seines Amtes bald, daß bey den Kammerjunkern und den fürstlichen Räthen, mit dem florentinischen Wetterglase, woraus er vormals seinen Bauern Wind und Wetter vorhersagte *), nicht viel auszurichten wäre. Er legte sich also, um die Hofleute in kirchlicher Zucht zu halten, auf ein recht derbes Gesetzpredigen. Er malte ihnen den höllischen Schwefelpfuhl recht schrecklich, und die Martern der Verdammten recht gräßlich vor, wobey er dann mit einem hohlen klagenden Tone das Wort ewig! ewig! ewig! erschallen ließ. So streng und unerbittlich er aber auf der Kanzel gegen die Sünder losdonnerte, so gefällig und nachgebend bezeigte er

*) S. Wilhelmine S. 105.

sich gegen seine Frau, die er aus so vornehmen Händen empfangen hatte; die ihn daher ganz regierte. Unglücklicherweise für Sebaldus war sie auf denselben und auch auf dessen Frau sehr übel zu sprechen; denn sie konnte es ihm noch nicht vergeben, daß er ihre Hand und mit ihr das einträglichere Amt ausgeschlagen hatte, bloß um eine jüngere und schönere Person zu heurathen. Wenn also D. Stauzius über Sebaldus nur ein verdrießliches Wort sagte, so setzte sie noch zwey oder drey hinzu, und brachte sowohl ihren jetzigen Mann, als ihren gewesenen Herrn wider ihn auf. Es war also kein Wunder, daß Sebaldus sehr oft, auch bey den geringfügigsten Vorfällen, nachdrückliche Verweise aus dem Konsistorium bekam.

Die gegenwärtige Sache hingegen ward zu wichtig befunden, als daß sie mit einem bloßen schriftlichen Verweise hätte können abgemacht werden. Sebaldus ward nach der fürstlichen Residenz gefordert, um in Person vor dem Konsistorium zu erscheinen. Als er nun vor die Schranken trat, sah ihn der Präsident von oben bis unten an, seufzte, machte die Augen zu, hob das Angesicht gen

Himmel, und hielt ihm in einem feinen etwas heisern und langgezogenem Tone seinen Unfug vor, daß er von etwas anders als von Buße und Zerknirschung des Herzens gepredigt hätte, welches den symbolischen Büchern schnurstracks zuwider sey. Kaum hatte der sanfte Präsident ausgeredet, als der heftige Generalsuperintendent aufstand. Er schrie mehr, als er sprach, zitterte vor Eifer, ward feuerroth im Gesichte, runzelte seine starke, halbgraue und halbrothe Augenbraunen, konnte vor Zorn nicht sprechen, und schüttete, als er endlich anfing, in einem hohlen und bellenden Tone, so schnell daß ein Wort das andere jagte, ein gestottertes Anathema über das andere auf den armen Sebaldus aus. Er hielt ihm vor, die zehn angeworbenen Bauerkerle hätten vermuthlich in den Stand der Gnade kommen können; da sie aber nun in dem sittenlosen preußischen Lande Atheisten würden, müßten sie ewig verdammt werden. Auch Er, Sebaldus, hätte die ewige Verdammniß dadurch verdient, daß er an dem ewigen Wehe von zehn Seelen schuld wäre, — und was des Verdammens mehr war.

Sebaldus antwortete bescheiden mit wenig

Worten, und ließ am Ende seiner Rede einfließen, »daß Gott gnädiger wäre, als erbitterte Menschen, daß er uns nach der reinen »Absicht unsers Herzens, nicht aber nach einem nicht vorhergesehenen Erfolge unserer »Handlungen richten werde.« Stauzius fuhr ihn mit unbeschreiblicher Wuth an: »Ob er »die Ewigkeit der Höllenstrafen glaube?« Sebaldus antwortete ganz gelassen: »Er glaube »nicht, daß es Menschen gezieme, der Güte »Gottes Maaß und Ziel zu setzen.« »Sie sehen, meine Herren,« redete der äußerst aufgebrachte Superintendent die Anwesenden an, »daß dieser gottlose Mann in den Grundlehren des Glaubens irrig ist, und schändliche »grundstürzende Irrthümer behauptet; ich trage »also darauf an, daß er unverzüglich seines »Amtes entsetzt werde, damit er die Seelen »der ihm anvertrauten Heerde nicht ferner in »Gefahr bringe.« Der Präsident antwortete hierauf mit sanftmüthiger Miene: »Es ist »zwar wahr, daß Ehrn Nothanker sich eine »schwere Verschuldung hat zur Last kommen »lassen, doch erfordert die christliche Liebe, »daß man in einer so wichtigen Sache, als »die Absetzung vom Amte ist, sich nicht über-

»eile. Daher ist meine Meinung, daß dem »Fiskal aufgetragen werde, eine in gehöriger »Form abgefaßte Klage zu überreichen, welche »dem Beklagten mit dem Bedeuten, sie in »zwey Tagen zu beantworten, sub poena »praeclusi und daß alsdann in contumaciam »wider ihn erkannt werde, zu kommuniciren »sey, deßgleichen daß derselbe auf nächste »Session in vierzehn Tagen beschieden werde, »um die alsdann abzufassende Sentenz anzu»hören.« Dieser Meinung fielen alle bey, und Sebaldus verfügte sich mit schwerem Herzen nach Hause.

Die Klage des Fiskals lief in wenig Tagen ein; und weil darin noch mehr auf die Ewigkeit der Höllenstrafen, als auf die gehaltene Predigt Rücksicht genommen war, so glaubten Sebaldus und Wilhelmine darin die Feder des D. Stauzius zu erkennen. Sebaldus beantwortete sie in den gesetzten zwey Tagen ausführlich, und Wilhelmine fügte noch einige Anmerkungen hinzu, wodurch ihrer Meinung nach die Unschuld ihres Mannes so treffend bewiesen wurde, daß sie glaubte es ließe sich auch nicht das geringste nur mit einigem Scheine dawider einwenden. Diese

Verantwortung schickte Sebaldus sogleich nach der Kanzley, und schwebte indeß zwischen Furcht und Hoffnung. An dem angesetzten Tage begab er sich nach der Residenz. Er mußte in dem Vorzimmer der Sessionsstube eine halbe Stunde warten, während das Konsistorium über sein Schicksal rathschlagte. Darauf ward er hineinbeschieden, um die Sentenz anzuhören, welche nach dem gewöhnlichen Eingange, folgendermaßen lautete: »Daß Beklagter wegen irriger Lehre und »Abweichung von den theuer beschwornen symbolischen Büchern, wobey er aller liebreichen »Ermahnungen ohnerachtet verharret, seines »Predigt- und Lehramts zu entsetzen, und zu »bedeuten sey, sich alles fernern Lehrens, Predigens und sonstiger Actuum ministerialium »gänzlich zu enthalten, so lieb als ihm sey »die Vermeidung fürstlicher Ungnade, und »zweyjähriger Zuchthausstrafe. V. R. W.« Es fand keine Apellation statt. Der Konsistorialbothe nahm unverzüglich dem guten Sebaldus Kragen und Mantel ab; zugleich ward er ernstlich bedeutet, die Pfarrwohnung sogleich zu räumen, indem die Pfarre bereits vergeben sey, und darauf mit einer väterlichen

Ermah-

Ermahnung in Frieden entlassen. Das Konsistorium aber blieb noch versammelt, um den Präsidenten ein lateinisches Chronodistichon auf diesen merkwürdigen zur Festhaltung der reinen orthodoxen Lehre abzweckenden Actum verlesen zu hören, das er in den vierzehn Tagen seit der letzten Session zu Stande gebracht hatte.

Sebaldus war so betäubt, daß er alle Besonnenheit verlor. Seine Füße trugen ihn nur mechanischer Weise nach Hause. Wilhelmine hatte sich, aus zureichenden Gründen, von dem Ausgange des Prozesses die beste Hoffnung gemacht. Sie hatte daher in der von ihr selbst gepflanzten Laube neben dem Pfarrhause eine ländliche Abendmahlzeit zugerichtet, und ging darauf mit ihren beiden Töchtern ihrem Manne entgegen. Er kam endlich. Noch einige Schritte von ihm entfernt, sah sie schon, in seinen wilden starr auf sie gerichteten Augen, einen Theil des über sie schwebenden Unfalls. Er kam näher, und sagte ihr in wenig Worten, wie groß ihr Unglück sey. Wilhelmine ward blaß, die Knie zitterten ihr, sie sank zur Erde, und beide Töchter warfen sich weinend auf ihre Mutter.

Diese kam erst nach geraumer Zeit wieder zu sich, und ward in großer Schwachheit nach Hause gebracht. Alle Vergnügungen, die sich diese kleine Familie, bey dem Abendmahle in der Laube, nach der Zurückkunft ihres Vaters versprochen hatte, waren dahin. Wilhelmine vom heftigen Schrecken erschüttert, lag in wenig Stunden in einem starken Fieber. Mariane, ob sie gleich ihr Herzeleid in sich zu verschließen suchte, konnte doch, indem sie ihrer Mutter Handreichung leistete, ihre nassen Augen nicht verbergen. Die kleine Charlotte winselte unaufhörlich über das Leiden ihrer Mutter. Sebaldus aber, über sein Unglück kaum so sehr niedergeschlagen, als über die Härte rachgieriger Menschen bestürzt, saß staunend, in der stillen Schwermuth die äußerlich kalt scheint, aber innerlich mit desto größerer Heftigkeit auf die Lebensgeister wüthet.

Vierter Abschnitt.

Des andern Morgens früh erschien vor Sebaldus Thüre ein Wagen, in welchem Mag. Tuffelius, der Informator der Kinder

des Generalsuperintendenten, saß. Diese Person war fünf Fuß vier Zoll lang, und näherte sich mehr der Magerkeit eines Kandidaten, als der Feistigkeit eines Pfründenbesitzers. Sein hageres bleiches Gesicht war beständig wasserrecht gerichtet, ohne sich herauf oder herunter zu neigen. Seine Hände, die etwas länger waren als sie hätten seyn sollen, hielt er mehrentheils gerade vor sich weg, und bewegte sie wellenförmig, wie ein Schwimmender im Wasser. Sein Gang war abgemessen und bedächtlich, als wenn er sich fürchtete auf etwas zu treten; und wenn er sprach, welches nie ohne Noth geschah, war seine Stimme allezeit einen halben Ton höher gestimmet, als anderer Leute Stimme, und hatte dabey etwas quäkendes, daß man glaubte einen Staar zu hören. Er ließ sich durch den Bauer der ihn gefahren hatte anmelden, stieg nach empfangener Antwort langsam aus dem Wagen, und schritt fort, bis er ins Zimmer kam, wo ihn Sebaldus und Mariane empfingen. Er legte seinen Hut vor seinen Bauch, und beide Hände in den Hut, grüßte die Anwesenden mit einem halbtiefen Bücklinge ohne Haupt und Füße

zu bewegen und ohne ein Wort zu sprechen, setzte sich, und nach verschiedenen Hem! Hem! ließ er sich folgendermaßen aus: »Da ich »den göttlichen Beruf erhalten habe, die »Seelen dieses Dorfs als ein treuer Hirte zu »weiden, so wird es dann wohl nöthig seyn, »daß mir dieses Pfarrhaus als meine künftige »Wohnung sogleich geräumet werde, sintemal »ich entschlossen bin, mein Amt unverzüglich »anzutreten, und zu dem Ende noch anheute »auf meine nächstens zu haltende Antritts- »predigt zu studiren.« Sebaldus stellte ihm vor, daß es unmöglich seyn würde, das Haus zu räumen, um so viel mehr, da seine Frau diese Nacht krank geworden wäre. Tuffelius antwortete sehr trocken: »Die dem Herrn in »Person vorgelesene Sentenz enthält deutlich, »daß er die Pfarrwohnung sogleich räumen »soll, und es muß jeder Christ der Obrigkeit »unterthan seyn, die Gewalt über ihn hat; »ich rathe also wohlmeinend an, sich zu hü- »ten, daß die Widersetzlichkeit nicht einst zu »einem Beyspiele müsse angeführt werden, »wie die Abweichung von der reinen Lehre »auch zuletzt Rebellion wider die Obrigkeit »hervorbringt.« Sebaldus war durch diese

Rede so sehr zum Erstaunen gebracht, daß er den Mag. Tuffelius mit starren Augen ansah, und stillschwieg. Mariane aber nahm das Wort, und sagte mit sanfter und zitternder Stimme: »Wir sind nicht willens, uns »zu widersetzen, wir sind auch dazu viel zu »schwach; wir verlangen nur so viel Zeit, als »nöthig ist, um eine andere Wohnung zu »suchen, dazu ist ein Tag zu kurz, zudem ist «meine Mutter gefährlich krank geworden. Ein »Prediger ist Bote des Friedens, er soll Ruhe, »Einigkeit und Wohlwollen befördern. Wollten Sie wohl den Anfang Ihres Predigtamts damit machen, daß Sie eine äußerst »schwache Kranke aus dem Hause würfen?« Tuffelius der mit seinen Augen bisher noch immer unverwandt gerade vor sich weggesehen hatte, richtete sie in einer mit dem Horizonte parallelen Linie gegen Marianens Antlitz, runzelte die Stirn, zog den Mund ein wenig in die Breite, und sagte mit etwas lauterer Stimme und aufgehabener rechten Hand: »Mulier taceat in rebus ecclesiasticis! Meine »liebe Jungfer, ich wäre nicht werth, ein »vieljähriger Kandidat des heiligen Predigt»amts zu seyn, wenn ich die Pflichten dieses

»hochwichtigen Amts nicht wüßte. Die erste »Pflicht desselben ist wohl wahrlich, daß in »Rücksicht auf geistliche und göttliche Dinge »alle irdische und weltliche Dinge uns gar »nicht bewegen müssen. Es würde unverant»wortlich seyn, die armen verirrten Schafe »einen Sonntag über ohne Hirten zu lassen, »es ist also meine höchste Pflicht, mich ihrer »ohne Verzug anzunehmen, und sie bald wie»der auf den rechten Weg und auf die gute »gesunde Weide der reinen Lehre zu führen, »wovon sie vielleicht leider!« (hier seufzte er, und that einen halben Blick auf Sebaldus) »ganz ab, und in den stinkenden Sumpf der »Heterodoxie geführet worden.« Nach vielem Wortwechsel ließ sich Tuffelius endlich mit Mühe bereden, damit zufrieden zu seyn, daß ihm vor der Hand eine Stube eingeräumet würde. Er begab sich sofort in dieselbe, und schrieb einen langen Brief, womit er den Bauer der ihn gefahren hatte zurücksendete, legte Lankischens Konkordanz, die er im Koffer mitgebracht hatte, auf den Tisch, und fing an den Faden seiner Anzugspredigt zu spinnen.

Sebaldus, Wilhelmine und Mariane

hatten sich immer bloß auf ihr Recht verlassen, und sahen nunmehr zu spät ein, daß so gut eine Sache auch ist, dennoch eine mächtige Protektion zu einem vortheilhaften Ausschlage nie überflüssig seyn werde. Wilhelmine erinnerte sich des Hofmarschalls und des Grafen von Nimmer, und glaubte diese bedeutende Patrone würden sie gewiß nicht verlassen haben wenn man sie um Hülfe ersucht hätte. Da sie bey der Schwachheit ihres Körpers nichts von der Lebhaftigkeit ihres Geistes verloren hatte, so fing sie an wieder Hoffnung zu hegen, daß durch mächtige Vorworte vielleicht ihr Schicksal noch könnte geändert werden. Sie beredete endlich ihren Mann nach der Stadt zu gehen und bey seinen Gönnern Hülfe zu suchen. Man kam ferner überein, die Pfarrwohnung sollte nicht freywillig geräumt werden, und Wilhelmine wußte viele zureichende Gründe anzuführen, warum keine Gewalt zu befürchten sey. So lange man nur im Besitze wäre, glaubte sie, könnte noch wohl die Absetzung zu hintertreiben seyn. Mit solchen Überlegungen beschäftigten sich beide Betrübten bis auf den Abend, da sie sich etwas beruhigt niederlegten. Eben dies

that auch Tuffelius, nachdem er mit lauter Stimme seinen Abendsegen abgelesen und ein Abendlied von zehn Versen gesungen hatte; wir wissen aber nicht genau, ob es Der Tag hat sich geneiget, oder Nun sich der Tag geendet hat, gewesen sey.

Fünfter Abschnitt.

Den andern Morgen früh mit Aufgange der Sonne ging Sebaldus nach der Stadt. Wilhelminen hatten ihre süßen Hoffnungen eine ruhige Nacht verschafft, wodurch sie merklich gestärkt ward. Sie ließ sich einige Stunden nachher in einen Großvaterstuhl setzen, trank Thee, und hielt den Kopf der kleinen Charlotte, die selbst die Nacht sehr unruhig zugebracht hatte, und über Hitze und Bangigkeit klagte. Sie wollte sich eben von Marianen etwas aus Wielands Sympathieen vorlesen lassen, als Tuffelius unangemeldet in ihr Schlafzimmer trat. Er war im Schlafrocke, und hatte eine von seiner eigenen Hand sehr weiß gepüderte Perucke aufgesetzt. »Ich freue mich, sagte er (nachdem »er ihr Friede im Herrn gewünscht hatte),

»Sie außer dem Bette und so gesund, stark »und munter zu sehen, welches sehr gut ist, »indem sie mir anheute ohne Widerrede das »ganze Haus einräumen müssen.« Wilhelmine, ganz erstaunt, stellte ihm die Unmöglichkeit vor. Tuffelius erwiederte aber: »Es »kann kein fernerer Aufschub Statt finden. Auf »nächstkünftigen Sonntag wird meine Intro»duktion vor sich gehen, daher wird der Herr »Generalsuperintendent des Sonnabends bey »mir abtreten, dazu muß ich in meinem Hause »alle nöthigen Anstalten machen, zumal da »er die Jungfer Ursula Stauziin mit sich brin»gen wird, mit welcher ich mich in ein christ»liches Eheverlöbniß eingelassen, so ich Ih»nen aus nachbarlicher Freundschaft hiemit »will notificirt haben. Säumen Sie also »nicht ferner. Es stehet geschrieben: Bittet, »daß eure Flucht nicht geschehe im »Winter, jetzt sind wir mitten im Sommer, »und Sie können also wohl zufrieden seyn.« Hieben blieb es. Wilhelminens Gründe, Marianens Bitten, Charlottchens Weinen und Aechzen, ob sie sich gleich ihm zu Füßen warf, halfen nichts. Er führte sie säuberlich eine nach der andern zur Thüre hinaus, wo sie

zu ihrem nicht geringen Erstaunen vier fürstliche Trabanten von einem Unteroffizier befehligt, vorfanden. Durch dieselben ließ Tuffelius alles was im Hause befindlich war, sehr behutsam auf die Straße setzen, und gab selbst Achtung, daß nicht das geringste zerbrochen ward.

Es war heller Sonnenschein, da dies geschah, es war daher nicht Tuffelius Schuld, daß eine Viertelstunde darauf ein starker Regen fiel. Wilhelmine mit ihren Kindern flüchtete unter einen am Hause gelegenen Schuppen. Alle Bauern waren zusammengelaufen. Sie hätten bey einer andern Gelegenheit ihrem Pfarrer vielleicht nachdrücklich Hülfe geleistet. Aber der Anblick der fürstlichen Uniform und des blanken Pallasches des Unteroffiziers, erinnerte sie ihrer treugehorsamsten Pflicht. Einer kratzte sich den Kopf, der andere schüttelte den Kopf, und so ging einer nach dem andern weg, bis sie der Regen vollends zerstreute.

Nur ein Bauer, den Sebaldus bey einem gewißen Vergehen, weshalb er ihn hätte zur Kirchenbuße zwingen können, bloß mit einer liebreichen Ermahnung bestraft hatte, ließ sich

das Elend zu Herzen gehen. Er führte Wilhelminen mit ihren Kindern in sein Haus und holte mit seinem Knechte ihre Sachen nach, die er bis auf weitere Anordnung wenigstens vor dem Regen sicher stellte.

Sebaldus war unterdeß in der Stadt angekommen. Sein erster Gang war zum Hofmarschalle, bey dem er sich melden ließ, und auch nach einem halbstündigen Warten vorgelassen ward. Der Hofmarschall war nicht mehr so wie vor einigen zwanzig Jahren, als er Wilhelminen dem Pastor zuführte. Er hatte sich unterdeßen mit der schönen Clarisse vermählet. Dies war ein eitles, verschwenderisches, kokettes Ding, bey der er wenig vergnügte Stunden genoß. Sie verpraßte seine Güter, putzte sich den halben Tag, und brachte die andere Hälfte mit ihren Liebhabern zu, die sie alle vier Wochen wechselte. Zu ihrem Gemahle kam sie nicht, als wenn sie von ihm Geld zur Bezahlung ihrer Spielschulden zu fordern oder mit ihm zu zanken hatte, und endlich nach einem zehnjährigen Ehestande starb sie im Wochenbette, welches, wie damalige Hofnachrichten bezeugen, dem Hofmarschalle ganz unerwartet kam.

Er auf seiner Seite unterließ nie, wie es einem treugehorsamen Hofmarschalle gebühret, mehr als fünf und zwanzig Jahre lang alle Hoffeste feyerlich zu begehn, und zur Ehre des Fürsten dessen Wein nie zu sparen, sondern alle durchreisende hochadeliche, freyherrliche und gräfliche Layen redlich unter den Tisch zu trinken. Hingegen war er auch freylich von manchen geistlichen Herren, als Äbten, Domherren, Mönchen, Kapitularen, deutschen Rittern und Malteserrittern, wieder redlich unter den Tisch getrunken worden. So hatte er in den Diensten der gnädigen Landesherrschaft seine Gesundheit, und den größten Theil des Vermögens das ihm die schöne Clarisse noch übrig gelassen hatte, zugesetzt; welches ihm ein Recht zu geben schien, für seine treugeleisteten Dienste mit einer ansehnlichen Pension auf Lebenszeit belohnt zu werden. Er hatte damals vor einigen Wochen darum angesucht, statt derselben aber in sehr gnädigen Ausdrücken seinen Abschied, mit dem Prädikat als fürstl. Geheimerrath erhalten. Seit dieser Zeit bekam er öftere Anfälle von Devotion, die mit den Anfällen vom Steine, vom Chiragra und Podagra abwechselten; und jetzt da Sebaldus ihm aufwarten wollte,

hatte er gerade einen Anfall von Devotion, Chiragra und Podagra zugleich. Er lag auf einer Bergere *), beide Füße in Flanell gewickelt, und auf einer nebenstehenden Servante **) von Mahoganiholze lagen Goezens Todesbetrachtuugen auf alle Tage, und der wohlgerüstete Himmelswagen, nebst den Frankfurter Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitungen. Sobald der Schmerz in den Händen und Füßen zu arg ward, ergriff er eins von den Büchern, und las überlaut eine Betrachtung oder Gebet über das andere, und um desto heftiger und lauter je mehr der Schmerz zunahm; so bald er aber nachließ, ergriff er die Zeitungen, um sich an den Berichten von den grausamen Metzelungen, welche die Reichsexekutionsarmee unter den Preußischen Heeren zuletzt angerichtet hatte, in der Stille das Herz zu laben. Eben beym Zeitungslesen traf ihn Sebaldus an, und dies war für sein Anliegen nicht vortheilhaft.

---

*) Ein Lehnstuhl mit vorstehendem Sessel, um darauf die Füße zu legen.

**) Eine Art von kleinem Tische.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0099
DFG

Der Hofmarschall fuhr ihn ziemlich darüber an, daß er nicht Buße gepredigt hätte, anstatt durch seine Predigt eine Armee zu verstärken, wovon, wenn das verwünschte Rekrutiren nicht wäre, schon kein Mann übrig seyn müßte. Er hielt ihm dabey eine lange Predigt vom deutschen Vaterlande, die der berühmte Verfasser des deutschen Nationalgeistes und der Reliquien irgendwo auch einmal gehört haben muß, weil man in diesen Büchern wörtlich wieder findet, was damals der alte podagrische Hofmarschall zum Pastor Sebaldus sagte. Nachdem diese Lektion eine halbe Stunde gedauert hatte, kam er auf Sebaldus Anliegen zurück, weshalb er ihn an den Konsistorialpräsidenten verwies. Doch versicherte er ihn, als ein alter Hofmann, höflich bey allen Gelegenheiten seiner Protektion, und hob seine Hand auf um an seine Schlafmütze zu greifen; weil er aber vermuthlich vergaß, daß er die Hand nicht wohl beugen konnte, empfand er plötzlich einen so empfindlichen Schmerz, daß er ein Sacr** ausrief, sogleich nach Goezens Todesbetrachtungen griff, und laut anfing zu lesen: Betrachtung am 15ten Junius.

Sebaldus war durch diesen Besuch wenig getröstet worden. Er suchte seinen Freund Hieronymus auf, hörte aber derselbe wäre verreiset; er ging daher nach einem Wirthshause, wo er den Rest des Tages blieb. Den andern Morgen früh machte er sich auf nach Rennsdorf, dem Sitze des Grafen von Nimmer, wo er gegen eilf Uhr ankam. Diese Zeit, die dem bürgerlichen Theile der menschlichen Gesellschaft beynahe Mittag ist, war für den Hochgräflichen Greis kaum Morgen. Seit einer halben Stunde ungefähr hatte er das Bette verlassen, hatte das wichtige Geschäft des Küchenzettels abgefertigt, und war jetzt beschäftigt, auf einem weichen Sofa seine Chokolade einzuschlürfen, und auf die Verdauung der gestrigen Mahlzeiten zu warten. Sobald sich Sebaldus anmelden ließ, ward er sogleich vorgelassen. Er näherte sich mit wenigstens zwanzig Bücklingen dem hochgräflichen Lager, und stammelte etwas einem Komplimente ähnliches; welches der Graf in eine Frage nach seinem Befinden verdolmetschte, und nach verschiedentlichem Räuspern antwortete: »Nicht recht wohl, mein lieber »Herr Pastor, mein böser Morgenhusten quält

»mich alle Tage mehr! Ich kann nichts mehr
»essen. Gestern habe ichs gewagt eine Auer-
»hahnpastete zu kosten, die liegt mir heute
»noch im Magen. Ich bin gar zu schwach.
»Selbst die Melonen wollen mir nicht be-
»kommen, die Ananas machen mir Blähun-
»gen. Ich habe mir heute bloß ein einziges
»Ragout fin bestellt, ich muß heute fasten,
»um meinen Magen wieder herzustellen. Aber
»ists nicht elend, mein lieber Herr Pastor,
»wenn man nicht essen kann?« Sebaldus
antwortete mit einem tiefen Seufzer: »Ja
»wohl, Ew. Hochgräfl. Gnaden, beynahe eben
»so schlimm, als wenn man nichts zu essen
»hat; ich befürchte beynahe, daß ich in diesem
»Falle —« Der Graf fiel ihm ins Wort: »Sie
»haben Recht, lieber Herr Pastor, bald wird
»man auch gar nichts zu essen haben, der
»leidige Krieg verderbt alles. Ich habe vori-
»gen Winter recht elend zugebracht. Die
»Austern kamen sehr unrichtig an. Den gan-
»zen Winter über habe ich aus Preußen kein
»Birkhuhn gesehen, auch Störe bekommt man
»nicht mehr daher. Sehen Sie, Herr Pastor,
»ich bin ein deutscher Patriot, ich kann das
»französische Essen nicht leiden. Ich kann

»ihre

»ihre Consommés à la Cardinale, ihre C—les
»d'agneau frites nicht ausstehen. Lieber Herr
»Pastor, wir müssen bedenken, daß wir
»Deutsche sind. Wir können uns zwar die
»guten französischen Brühen gefallen lassen,
»aber unsere Speisen selbst müssen ächt deutsch
»seyn. Ich weiß was in allen deutschen Pro-
»vinzen das Beste ist. Wenige Leute verste-
»hen z. B. hier zu Lande, was eine pomme-
»rische große Muräne ¾ Ellen lang, oder
»eine Flinder von der Insel Hela, oder ein
»berlinischer Sander für Dinge sind, die habe
»ich sonst posttäglich bekommen. Aber jetzt
»Herr Pastor, jetzt ist alles aus! Ich habe
»mir im vorigen März aus Hanau eine kalte
»Pastete, und aus Frankfurt am Mayn einen
»gewürzten Schwartenmagen kommen lassen,
»den haben die preußischen Husaren bey Fulda
»aufgefangen; welcher Teufel soll denn auch
»denken, daß die Kerle schon im März aus
»den Winterquartieren seyn werden? Im vo-
»rigen Oktober sollte ich Krammetsvögel vom
»Harze bekommen, die hatten sich die Luck-
»nerischen Husaren wohl schmecken lassen. Im
»Februar habe ich Fasanen aus Böhmen ver-
»schrieben, ja! wenn nicht die Gränitzer bei

»Wilsdruf gestanden hätten! Die Franzosen »machens nicht besser. Meine westphälische »Schinken, und den Champagner, worin ich »sie wollte kochen lassen, haben sie im vori»gen Monate in Bielefeld geplündert. Da »sieht mans klar, daß es ihnen mehr um die »westphälischen Schinken, als um den west»phälischen Frieden zu thun ist. Ich ließ mir »Kaviar aus Königsberg kommen, da haben »die Russen die Post bey Kößlin angehalten, »und ihn bey Kolberg auf die Flotte gebracht. »Ich möchte nur wissen, was mein Kaviar »auf der Flotte zu thun hätte, ich habe nie»mals ein Korn davon zu kosten bekommen. »Jetzt habe ich aus Sonnenburg Krebse ver»schrieben, Herr Pastor, dies sind die schön»sten Krebse an Größe und an Geschmack; »aber die werden wohl die Schweden speisen, »denn das Frankfurtische Staats-Ristretto »schreibt, sie würden nächstens in Berlin seyn. »So sind wir allenthalben mit Feinden um»geben, die uns alles wegnehmen. Kein »Wunder wenn wir schon ganz ausgehun»gert sind!« Indem er das sagte, kam der Kammerdiener, und fragte, ob es Sr Hochgräflichen Gnaden gefällig wäre, das Früh-

stück zu sich zu nehmen. »Ja,« sagte der Graf, »und gebt noch ein Couvert für den »Herrn Pastor. Sie müssen wissen, fuhr er »fort, daß ich meinen Küchenzettel zu Mit»tage und Abend selbst mache, aber das Früh»stück zu wählen überlasse ich meinem Koche; »der sinnet denn, mir jeden Tag etwas neues »zu machen: das ist mir unerwartet und reizt »ein wenig den Appetit. Wir wollen einmal »sehen, was wir heute zum besten haben. »Aha! einen Kapaun und mit Trüffeln ge»füllt, — nicht übel, hier haben Sie Herr »Pastor!« Hiemit legte er dem Sebaldus ein Stück vor, und nun ging weiter kein Wort aus seinem Munde, so daß Sebaldus, nachdem er ein paar Bissen verzehrt hatte, Zeit genug bekam, seine und seiner Familie Noth vorzutragen. Der Graf schüttelte dabey den Kopf, sagte mit vollem Munde manches Hm, und brach endlich aus: »Herr Pa»stor, ich wüßte nicht wie ich Ihnen helfen »sollte, die Zeiten sind gar zu elend. Ja! »wenn die preußischen Einfälle nicht wären! »Stellen Sie Sich nur vor, daß gestern der »Rittmeister, der eine Meile von hier auf »Postirung stehet, sechzehn Stück Rothwild-

»pret in meinem Holze hat schießen lassen, »und noch dazu meistens Nicken. Da möchte »man vergehen, jetzt in der Setzzeit.« Sebaldus versicherte Se Gräfl. Gnaden, daß er von Ihnen keine weitere Unterstützung verlangte, als nur Dero hohes Vorwort bey dem Konsistorialpräsidenten, damit er nicht aus der Pfarre geworfen werde. »Ja so!« versetzte der Graf, »mein Vorwort wollen »Sie haben? Ich bedaure, daß ich Ihnen da»mit nicht dienen kann, denn ich komme jetzt »gar nicht mehr nach der Stadt; sehen Sie, »man ißt da gar zu erbärmlich, zumal beym »Präsidenten, dem komme ich in meinem Le»ben nicht wieder. Er hat mir vor einem »halben Jahre eine Zwiebelsuppe und darin »kleine nürnberger geräucherte Würste vorge»setzt, ich begreife gar nicht, wie eine mensch»liche Kreatur sich mit so etwas nähren kann. »Nein, Hr. Pastor, bleiben Sie heute Mit»tag bey mir, nur auf ein Gericht Gerenge»sehn, aber das doch besser seyn soll, als ein »Traktament beym Präsidenten.« Sebaldus entschuldigte sich damit, daß er heute noch zu Hause seyn müsse. »Nun, so bedaure ich, »daß ich Sie nicht bey mir sehen kann. Le-

»ben Sie wohl, Herr Pastor, meinen Em»pfehl an die Frau Liebste.« Sebaldus stand nach also erhaltenem Abschiede voller Verwirrung auf, machte drey oder vier Bücklinge, griff dem Grafen nach dem Schlafrockzipfel, der ihn aber zurück schlug, und dafür den Pastor umarmte, der ganz verwirrt über diese gräfliche Gnade, wieder Bücklinge vorwärts und rückwärts zu machen anfing, so daß er nicht wußte wie er zur Thüre hinauskam, und da er hinaus war, nicht wußte ob er freudig oder betrübt seyn sollte.

Indeß nach kurzer Zeit fing die Betrübniß wieder an die Oberhand zu gewinnen. Er sah nur allzuwohl ein, daß er itzt alle Hofnung verloren hätte, von seinen Gönnern einige Hülfe zu erlangen, und wanderte traurig nach Hause. Aber wie groß war sein Entsetzen, da er sein Haus von einem andern eingenommen, seine Familie in einer fremden Hütte, seine Frau und seine jüngste Tochter auf dem Krankenbette, und seine älteste Tochter ganz in Thränen zerfließend antraf! Er sank trostlos auf eine Bank nieder, stand nach einigen Minuten auf, umarmte seine Frau und seine Kinder. »Ich bin nicht so glücklich

»gewesen, sagte er, bey Menschen einige »Hülfe für uns zu finden; wir müssen alle »Hülfe von dem allmächtigen Gott erwarten, »und der wird die unglückliche Unschuld nicht »verlassen.«

Sechster Abschnitt.

Wilhelminens Krankheit nahm sehr schnell zu, und bey der kleinen Charlotte, die einige Tage in der äußersten Hitze lag, fingen sich an die Blattern zu zeigen. Der ehrliche Bauer pflegte sie so sehr, als es seine eignen nothdürftigen Umstände erlaubten. Er gab ihnen seine einzige Stube ein, und er und Sebaldus schliefen abwechselnd in der Scheune und wachten bey den Kranken; Mariane aber kam ihrer kranken Mutter und Schwester nie von der Seite. Alles was möglich war, um ihnen Erleichterung zu verschaffen, that sie, aber leider! war nur sehr wenig möglich; denn mit jedem Tage vermehrte sich das Elend. Wilhelmine in der äußersten Entkräftung, Charlottchen mit zusammenfließenden Eiterbeulen überdeckt, keine Arzney, wenig Speise, keinen Freund außer dem ehr-

lichen Bauer, keine Hoffnung daß dieser Zustand verbessert werden, keine Aussicht wie man darin fortleben könne. Schon seit mehrern Wochen hatte die Familie von dem Verkaufe einiger Wäsche und Mobilien gelebt, die der Bauer, wenn er zu Markte fuhr, in der Stadt verhandelte. Es war zu übersehen, daß diese kleine Hülfe nicht lange dauren könnte. Hernach zeigte sich der kommende Winter, keine Nahrung, kein Obdach, das bitterste Elend. »O großer Gott, rief Sebal»dus aus, verdienet eine Abweichung von »den symbolischen Büchern, daß eine Familie, »welche beständig nach deinen Geboten zu »wandeln beflissen gewesen, in den kläglichsten »Mangel gestürzt werde!«

Inzwischen beschäftigte das gegenwärtige und vergangene Elend den Geist viel zu sehr, als daß oft an das künftige gedacht werden konnte. Jeder Tag setzte zu der großen Masse des Kummers seinen reichlichen Antheil hinzu. Charlottchens Krankheit stieg schnell bis auf den äußersten Gipfel. Je mehr die Säfte ihres Körpers in die schreckliche Gährung geriethen, welche alle Theile aus der Mischung, worin sie sich einander zusammenhalten und

ernähren, in die versetzt, worin sie sich einander zerstören und auflösen, desto mehr nahm ihr zarter Geist an gezwungener Stärke, an tumultuarischer Thätigkeit zu. Phantasieen traten an die Stelle der Empfindungen, und ein stumpfes Hinbrüten an die Stelle der Ruhe die Körper und Geist erquickt. Sie gerieth endlich einen Tag lang in einen betäubenden Schlummer, woraus sie mit der Heiterkeit einer gesunden Person erwachte. Sie streckte ihre kleinen Hände mit einem zärtlichen Lallen nach dem Bette ihrer schwachen Mutter aus, redete ihren Vater und ihre Schwester an, welche sie seit acht Tagen, bey aller zärtlichen Bemühung derselben ihr zu helfen, nicht gekannt hatte, richtete ihr Haupt auf, forderte ihres Vaters Segen, aber indem er einen Schritt zu ihr trat, sank sie todt in die Arme ihrer Schwester. Mariane that einen lauten Schrey, Sebaldus fiel auf den entseelten Körper, die schwache Wilhelmine richtete sich auf, als ob sie ihrer Tochter helfen wollte. Umsonst! sie war dahin. Nun sank Sebaldus in die tiefe Betäubung, die keinen Theil des Elends einzeln empfindet, weil das Ganze die Seele völlig eingenommen hat. Auch Marianens

Kräfte reichten nicht zu, so viel Unglück zu ertragen. Sie fiel unter einem Strome von Thränen auf ihr Lager, und blieb den ganzen Tag in einer betäubenden Mattigkeit, ohne daß sie im Stande war ihrer kranken Mutter die gewöhnlichen zärtlichen Liebesdienste zu leisten. Wilhelmine aber, welche bisher in der äußersten Entkräftung gelegen hatte, rief alle ihre Lebensgeister hervor, um ihr überschwengliches Elend zu empfinden, denn bey großer Wehmuth ist die Wehmuth selbst der einzige Genuß. So schwach sie war, fand sie doch Kräfte bald zu klagen, bald zu seufzen, bald, weil selbst der Anblick der Leiche ihre Zärtlichkeit stärker auf die Lebendigen zog, ihren Mann und ihre Tochter zu trösten. Sie wollte sogar aufstehen, um denen Handreichung zu leisten, deren Handreichung sie selbst nöthig hatte. Aber hier merkte sie, daß ihr Körper schwächer war als ihr Geist, denn nun fiel sie ermattet nieder, und konnte nur noch bloß durch Zureden Trost geben. So brachte diese unglückliche Familie eine Nacht und einen Tag zu, ihr Elend ganz zu fühlen, und einen sehr kleinen Theil davon durch wechselseitigen Trost zu erleichtern. Am Ende

dieses Tages fiel Wilhelmine in eine außerordentliche Ermattung und in ein mit vieler Hitze verknüpftes Fieber. Kaum konnte sie gegen Mitternacht einen unruhigen unerquickenden Schlaf genießen. Sie brachte den folgenden Tag in einem schmachtenden Zustande hin. Gegen Abend ergriff sie das Fieber mit viel stärkerer Hitze, sie erwachte des andern Morgens bey Sonnenaufgang äußerst entkräftet, und empfand etwas, dergleichen sie noch nie empfunden hatte. Sie legte ihre Hand in die Hand ihres Mannes, der nebst Marianen die ganze Nacht über nicht von ihrem Bette gewichen war, und sagte mit schwacher Stimme: »Ich sterbe, ich fühle »es. Vergieb es mir, lieber Mann, daß mein »unbedachtsamer Enthusiasmus, den ich oft »genug bereuet habe, die unerwartete Folge »gehabt hat unsere ganze Familie unglücklich »zu machen. Der Tod fürs Vaterland »ist der Vorwand unsers Unglücks; wollte »Gott, ich könnte ihn sterben diesen Tod! »Doch, ich würde glauben fürs Vaterland »gestorben zu seyn, wenn unser Unglück von »einer empfindsamen Seele nacherzählt, un»sere Geistlichen warnen könnte, wegen Ver-

»schiedenheit der Lehre nicht die bittere Feind»schaft auf einander zu werfen, die die eigent»liche Ursache unsers Unglücks ist. Meine Ab»sicht war gut. Mich und unsere Feinde »richte der allmächtige Gott, der das Innerste »der Herzen kennet. — Lebe wohl, meine liebe »Tochter, lebe so, wie dich deine Ältern ge»lehret haben, tugendhaft und unsträflich. — »Gott gebe, daß du deinen Bruder noch ein»mal glücklich wieder sehest. — Ists möglich, »so unterstütze deinen alten Vater, so lange »er lebt. — Gott sey dein Erhalter! — Sei»ner Vorsorge empfehle ich dich, — denn lei»der von Menschen bist du verlassen! — Um»arme mich! — «

Hier entrannen Thränen ihren sich brechenden Augen. Mariane küßte sie auf, und drückte ihren Mund auf den Mund ihrer Mutter, deren Haupt in diesem Augenblicke sanft auf ihre linke Schulter sank, und die matten Hände glitten ab die sie eben um ihre Mariane schlingen wollte. Sie entschlief. Mariane hatte nur noch Kraft, ein wimmerndes Seufzen hören zu lassen, indem sie ihr nochmals den kalten Mund küßte, und die mütterlichen Augen zudrückte. Sie fiel stumm

zurück, ohne Thräne, gleich einem unbeweglichen Bilde. Sebaldus in thränenloser Verzweiflung, stumm und staunend, saß ohne Bewegung, außer, daß er seinen düstern Blick von der Leiche seiner kleinen Tochter zu der Leiche seiner Frau wendete. So saßen zwischen zwey geliebten Leichen zwey Lebende, todtenähnlich, in stummem Todeskummer. Der einzige Laut den man hörte, war von dem gutherzigen Bauer, der auf der Bank am Ofen sitzend, den Kopf an die Wand gelehnt, innerlich schnuckte.

Sie saßen so, und der Mittag war vorbey, ohne daß jemand sich gereget, oder etwas zu sich genommen hätte, als ein Mann in einem großen Reiserocke und in einer Reisekappe vor der Thüre vom Pferde stieg, und in die Stube trat. Es war Hieronymus, den sein Rückweg von einer Geschäftsreise durch dieses Dorf führte und welcher daher seinen alten Freund den Pastor hatte besuchen wollen. Er fand aber im Pfarrhause, anstatt seines Freundes, den Magister Tuffelius und den Superintendenten, die eben abgespeiset hatten, und nach Tische bey einem Glase Wein sich noch von alten Geschichten unter-

hielten, von der Konvention zu Kloster-Seven und von dem Atheismus der in den Brandenburgischen Landen, statt der symbolischen Bücher eingeführt werden sollte, u. dergl. m. Sie nöthigten ihn aufs freundlichste hinein; sobald er aber von ihnen den ganzen Vorgang erfuhr, setzte er sich alles Nöthigens ungeachtet wieder zu Pferde, und ritt nach dem ihm bezeichneten Bauerhause.

Hier fand er den traurigsten Anblick. Das Kind im Sarge, die Mutter erblasset, die Tochter halb ohnmächtig, den Vater vor Schmerz betäubt, den gutherzigen Bauer, der anfing ihnen Trost zuzusprechen da er selbst Trost nöthig gehabt hätte. Beym Anblicke des Hieronymus ergoß sich das weiche Herz Marianens in einen Thränenstrom. Sie zeigte auf die Leiche ihrer Mutter und Schwester, ihre Blicke sagten mehr als ihre gestammelten Worte. Hieronymus konnte auch nichts als Thränen anstatt Worte hervorbringen. Mariane fiel erschöpft in seinen Armen in Ohnmacht. Er brachte sie mit Hülfe des gutherzigen Bauers wieder zu sich. Nun ging seine Sorge auf Sebaldus, welcher da saß, starre Blicke auf beide geliebte

Leichen geheftet, ohne Empfindung deſ
ſen, was um ihn vorging. Auf alles Zure-
den des Hieronymus antwortete er nur durch
abgebrochene Worte, tiefe Seufzer und ſtarre
Blicke gen Himmel. Endlich ſtand er auf,
hob beide Hände empor, faltete ſie und brach
folgendermaßen aus: »Ja, ich habe Unrecht,
»o meine verklärte Wilhelmine, dich zu be-
»klagen, daß du einer Welt voll Elend, voll
»Betrug, voll Bosheit biſt entriſſen worden;
»wo das Laſter in güldenem Stücke gehet,
»wo Tugend und Menſchenfreundſchaft bet-
»teln muß, wo fühlloſe Prieſter noch jenſeit
»dieſes Lebens ihre Verdammungen ausſpen-
»den. Wohl dir, daß du geſtorben biſt!
»Zwar betrübt mich dein Abſchied jetzt ſehr,
»aber wie viel freudiger wird unſere Zu-
»ſammenkunft ſeyn, wenn wir uns in dem
»himmliſchen Jeruſalem wiederſehen werden,
»wo kein Verbanntes mehr ſeyn wird, wo
»wir ſehen werden den lautern Strom des
»lebendigen Waſſers, klar wie ein Kryſtall,
»wo die, die da ſiegten an dem Thiere und
»ſeinem Bilde und an der Zahl ſeines Na-
»mens, ſtehen werden, und haben Gottes
»Harfen, und ſingen das Lied Moſis und

»das Lied des Lämmleins, und sprechen: Groß »und wundersam sind deine Werke, Herr »Gott, Allmächtiger, gerecht und wahrhaftig »sind deine Wege, du König der Nationen! »Wer sollte dich nicht fürchten, Herr, und »deinen Namen verherrlichen, weil du so »gnädig bist!«

Mit diesen und andern Worten der Apokalypse suchte Sebaldus Kräfte sein Leid zu ertragen. Hieronymus ließ ihn in dieser beruhigenden Extase, ging zu seinem Mantelsacke, der noch auf dem Pferde lag, holte daraus ein paar gebratene Hühner, und unter einem seiner Pistolenhalfter, eine geschliffene Flasche Rheinwein hervor: denn er pflegte auf Reisen die Pistolen für seine Feinde und den Wein für seine Freunde bey sich zu führen. Er zog seinen schweren Reiserock aus, und bereitete in der Scheune das Mahl, von dem er und der Bauer ihrer Traurigkeit ungeachtet dennoch herzlich aßen, weil beide hungrig waren. Sebaldus und Mariane aber nahmen, auf wiederholtes Zureden, wenigstens so viel zu sich, daß der Körper in den Stand gesetzt ward die Bekümmernisse der Seele zu ertragen.

Nach der Mahlzeit trug Hieronymus mit dem Bauer, Wilhelminens erblaßten Körper, und den Sarg der kleinen Tochter in die Scheune, die dem Sebaldus bisher zum Nachtlager, und noch kürzlich zum Speisezimmer gedient hatte. Er rieth Sebaldus und Marianen nunmehr ihren Körper zu pflegen da sie die Todten nicht mehr pflegen könnten. Er versprach in zwey Tagen wiederzukommen, und für Wilhelminens und des Kindes Begräbniß zu sorgen. Zuletzt erbot er sich, alsdann Sebaldus und Marianen mit sich nach der Stadt zu nehmen, wo sie in seinem Hause willkommen seyn sollten. Beide nahmen ein so freundschaftliches Anerbieten mit Dank an. Hieronymus bat Vater und Tochter nochmals, ihre Traurigkeit zu mäßigen, gab, als er seinen Reiserock aus der Scheune holte, dem Bauer etwas Geld, um sie besser pflegen zu können, umarmte sie und ritt nach Hause.

Siebenter Abschnitt.

Nach zwey Tagen erschien Hieronymus vor des Bauers Hütte, abermal zu Pferde. Ihm folgten zwey von seinen Kornwagen, leer,

leer, nur daß auf einem ein Sarg stand, worin Wilhelminens Leichnam gelegt ward. Unterdeß der Bauer mit seinen und Hieronymus Knechten des Sebaldus sämmtliche Mobilien auf die Wagen packte, ging Hieronymus zum Mag. Tuffelius, um für die doppelte Beerdigung die Gebühren zu bezahlen. Tuffelius bezeigte über des Sebaldus Unfälle ein christliches Mitleiden, versicherte, er hege gegen denselben gar keine Feindschaft, und um sein verträgliches Gemüth zu zeigen, erbot er sich sogar der sel. Frau Pastorinn eine öffentliche Leichenpredigt zu halten, wenn es dem Herrn Hieronymus beliebte die Gebühren dafür zu entrichten. Dieser fand es aber nicht nöthig, sondern kehrte nach dem Bauerhause zurück, wo er mit Beyhülfe des gutherzigen Bauern die Beerdigung beider Leichen besorgte, und unmittelbar darauf Sebaldus und Marianen mit sich nach der Stadt nahm.

Sie hielten sich einige Monate in Hieronymus Hause auf, ohne daß ihnen der geringste Unfall begegnet wäre. Zwar hielt D. Stauzius, den Sonntag nach ihrer Ankunft, eine scharfe Gesetzpredigt über den Spruch: einen ketzerischen Menschen meide,

worin er sehr deutlich zeigte, daß derjenige der einen ketzerischen Menschen beherberget, sich seiner Sünden theilhaftig machet, welches er mit 2 Joh. v. 10 bestätigte. Doch hatte er das Mißvergnügen, daß diese Predigt gar nicht auf Sebaldus, sondern auf einen katholischen Zuckerbäcker gedeutet ward, den der Fürst aus Wien hatte kommen lassen. Und da durch Veranlassung dieser Predigt, auf dem eben vorseyenden Landtage, die Stände aus diesem Zuckerbäcker ein Landesgravamen machten und Sr. Durchl. in Unterthänigkeit vorstellten, das süße Konfekt dieses Mannes könne nimmermehr die Bitterkeit der papistischen Lehre versüßen; so bekam D. Stauzius noch dazu aus dem Fürstl. Kabinette einen Verweis, den er zu den Trübsalen rechnete die der Satan frommen Lehrern erwecket, und den er in Geduld ertrug, bis ihm die am Ende des Landtages zu haltende Predigt Gelegenheit gab, sich wider diejenigen die den Wächtern Zions ihre Wachsamkeit verweisen, mit doppeltem Nachdrucke zu erklären.

Sebaldus und Mariane hatten die ihnen zugedachte Abkanzelung nicht einmal erfahren, und lebten indeß sehr ruhig und ver-

gnügt. Mariane beschäftigte sich mit weiblichen Arbeiten und mit dem Unterrichte der zwey kleinen Töchter des Hieronymus. Sebaldus aber brachte die meiste Zeit in Hieronymus Laden zu, um aus alten prophetischen Schriften Kollektaneen zu seinem apokalyptischen Kommentare zu sammeln. Er durfte auch nicht befürchten, daß ihn hier etwa einer von seinen Feinden stören möchte, denn weder der Präsident, noch der Generalsuperintendent hatten im Buchladen etwas zu thun. Der erste war ein Genie, und einem Genie steht nicht an viel zu lesen; der andre erwartete alle Wirkung seiner Predigten von der seligmachenden Gnade, und hielt also menschliche Gelehrsamkeit für ganz überflüßig.

So zufrieden aber auch die beiden Vertriebenen in dem Hause ihres freundschaftlichen Wirthes waren, so lagen sie ihm doch beständig an, sich nach Stellen für sie zu erkundigen, worin sie ihren Unterhalt erwerben könnten. Kurz darauf fand sich eine solche für Marianen. Denn als Hieronymus wieder in Geschäften verreisete, erfuhr er,

daß von einer adelichen Dame eine französische Demoiselle zu Erziehung ihrer beiden Fräulein gesucht ward. Hierzu schlug er Marianen vor, die auch sehr gern einwilligte. »Diese Stelle, sagte Hieronymus, scheint für »Sie vortheilhaft zu seyn, aber ich rathe »Ihnen, nicht Ihren Namen zu führen. »Die Dame ist eine weitläuftige Verwandtinn des D. Stauzius, und ich befürchte, »er möchte aus Rachgier Ihnen auch dort »üble Dienste leisten. Und ob es gleich heißt, »daß Sie zur Erziehung der jungen Fräulein »berufen werden, so wird doch, wie ich wohl »merke, die Übung im französischen Sprechen »das vornehmste seyn, worauf man siehet. »Ich habe Sie also als die Tochter eines »von den Russen vertriebenen französischen »Predigers aus einem Städtchen in der Neumark angekündigt. Dessen Namen müssen »Sie nnu führen, weil der Namen vielleicht »nicht wenig beygetragen hat, daß Sie andern Kompetentinnen sind vorgezogen worden.«

Mariane nahm also einen französischen Namen an, ob in en oder in ere, oder in on, oder in ac, haben wir nicht eigentlich

erfahren können; und reisete mit demselben, und einem Empfehlungsschreiben des Hieronymus versehen, nach dem Gute der Frau von Hohenauf, welches sechszehn Meilen von der fürstl. Residenzstadt entlegen war.

Ende des ersten Buchs.

Zweytes Buch.

Erster Abschnitt.

Sebaldus hatte seine Mobilien größtentheils verkauft, und das daraus gelösete wenige Geld Marianen zur nöthigen Einrichtung mitgegeben. Er hatte sich in den Zustand jenes Philosophen versetzt, daß er alles das Seinige bey sich tragen konnte. Nunmehr bestand er darauf, auf irgend eine Art, und wo möglich, außer der Stadt in der seine Feinde wohnten, selbst seinen Unterhalt zu verdienen. Nach einiger Überlegung nahm ihn Hieronymus mit sich, als er nach Leipzig zur Messe reisete, wo er ihm bald bey einigen großen Buchdruckereyen die Stelle eines Korrektors verschaffte. Sebaldus miethete eine kleine Dachstube im sechsten Stockwerke, und

war obwohl bey dürftigem Auskommen überaus vergnügt mit seinem Zustande, weil er nur ein Drittel des Tages mit Korrekturen zu thun hatte, und die übrige Zeit auf seine apokalyptische Erklärung wenden konnte, die ihm, wie ein alter Freund, in seinen Widerwärtigkeiten nur noch lieber geworden war.

Ob übrigens Sebaldus zuerst den Herrn D. Ernesti oder den Herrn D. Crusius besucht habe, wissen wir nicht. Vielleicht hat er bedacht, daß ein armer Korrektor nicht so leicht zu einem vertraulichen Umgange mit solchen Männern gelange, und daß es unnütz sey, einen Gelehrten auf eine halbe Viertelstunde zu besuchen um sein Gesicht zu begaffen, und ist also gar zu Hause geblieben. Ob er jemals Prof. Gellerts moralischen Vorlesungen beygewohnt, oder jemals mit Magister Froriep über die symbolischen Bücher, oder über die Nunnation der arabischen Nennwörter disputirt habe, läßt sich auch so genau nicht sagen. Ob er in der Nikolaikirche, des in Leipzig und dessen sämmtlichen Vorstädten berühmten Mag. Mattheſius salbungsvolle Predigten wider die Schaubühne mit angehört, oder ob er zu eben der Zeit da

sie gehalten wurden, im Kuchengarten, des eben so weit berühmten Händels *) von Butter triefende Maulschellen und Wetzsteine verzehrt habe, darüber sind gar keine Nachrichten vorhanden.

Es haben sehr ernsthafte Gelehrte behauptet, daß die Wahrheit das Wesen der Geschichte sey. Wir sind weit entfernt, Männern welche scharf demonstrirte Theorieen der Geschichte zusammensetzen können, zu widersprechen; nur unterstehen wir uns zu muthmaßen, ob man gleich in der Geschichte lauter wahre Begebenheiten erzählen soll, so könne doch der größte Theil derselben füglich unerzählt bleiben. Es sind funfzigtausend Bände voll Wahrheit über die Geschichte Deutschlands zusammengetragen worden, so daß der schon ein Geschichtskundiger heißt, der nur den funfzigsten

*) So weitberühmt ist dieser Kuchenbäcker nicht als sein Namensvetter, der Musiker. Doch hat Göthe ein Gedicht zu dessen Lobe gesungen, welches aber nicht in seine Werke aufgenommen ist. Es beginnt:

O Händel! dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt.
Du bäckst, was Gallier und Britten ämsig suchen,
Mit schöpfrischem Genie originale Kuchen.

Theil dieser Wahrheiten gelesen hat. Dieser Überfluß von Wahrheit hat manchen braven Deutschen zu dem angenehmen Lügner Voltaire geführet, der uns ein halbes Jahrhundert in wenigen Blättern übersehen läßt, aber dafür auch oft unverantwortlicherweise eine Hildegardis hinsetzt wo eine Mathilda stehen sollte, oder die Jahrzahl funfzig angiebt, wo die Jahrzahl sechzig sollte angegeben werden. Der Unterschied zwischen unsern deutschen wahrhaften Geschichtschreibern, und den oft lügenhaften Franzosen, so wie auch die Erklärung der Ursachen, warum Häberlin und Senkenberg ihren bloßen Auszug der deutschen Geschichte ungleich korpulenter haben werden lassen, als Voltaire seine ganze allgemeine Weltgeschichte, bestehen darin: Der gelehrte Deutsche verschweigt dem Leser nichts, was er gewiß weiß, und das ist denn sehr viel, aber er bedenkt oft nicht, was der Leser zu wissen verlange, welches gemeiniglich sehr wenig ist. Hingegen der Franzose, der nur wenig weiß, thut sich auch aufs Wissen nichts zu Gute, sondern erzählt nur das, was seine Leser etwa zu wissen verlangen könnten, macht

sich aber auch kein Bedenken, es ihnen zuweilen mit einer kleinen Brühe von Erdichtung schmackhafter zu machen.

Wir die wir diese Beyspiele vor uns sehen, spiegeln uns an denselben. Wir wissen von Sebaldus Aufenthalte in Leipzig sehr viele Umstände, welche wir nicht gleich den deutschen Geschichtschreibern sammt und sonders erzählen, sondern sie vielmehr mit einiger Verläugnung unterdrücken wollen, weil wir nach reifer Überlegung gefunden haben, unsere Leser würden weder Nutzen noch Vergnügen daraus schöpfen können. Hingegen soll die Wahrheit auch das Wesen dieser Geschichte bleiben, und wir werden daher keinesweges, gleich dem leidigen Voltaire, Umstände verstellen oder erdichten, um unsere Erzählung interessanter zu machen. Damit man aber nicht etwa glaube, wir wüßten nichts, wenn wir nichts sagen, so wollen wir, um das Gegentheil zu zeigen, aus der großen Menge der vor uns liegenden Nachrichten, einige bey Sebaldus Aufenthalte in Leipzig vorgefallene Abendgespräche mittheilen.

Neben der Dachstube des Sebaldus wohnte ein alter Magister, mit dem er bald bekannt

und in Kurzem vertraut wurde, weil es sich äußerte, daß derselbe, so wie er, an der Ewigkeit der Höllenstrafen zweifelte. Dieser Mann besaß gründliche Kenntnisse der alten Sprachen und alles dessen, was zur Philologie gehört. Er hatte die alten griechischen Philosophen fleißig gelesen, und sie mit den Schriften neuerer Philosophen verglichen, wodurch er sich gute Einsichten in die Philosophie erwarb. Aber weil seinen Kenntnissen der Zuschnitt nach der Mode fehlte, und weil er überaus schüchtern und ängstlich war sobald er mit Menschen reden sollte, so hatte er sich nie getrauet, um ein Amt, selbst nicht um ein Schulamt anzuhalten; man würde es ihm vielleicht auch nicht gegeben haben. Er war daher als Korrektor bey verschiedenen Buchdruckereyen grau geworden. Er kannte alle Vorfälle des Verleger- und Autorgewerbes. Denn gleichwie ein Lichtputzer in der Komödie zuweilen einen stummen Staatsminister oder einen Lakayen der ein paar Worte redet vorstellen muß; so war auch er, obgleich eigentlich nur ein Korrektor, dennoch von seinem Verleger oft zum Übersetzer, ja wohl gar zum Schreiber einer zuverläßigen Nachricht, oder

schrift- und vernunftmäßiger Gedanken, gebraucht worden.

Einige Tage nach Sebaldus Ankunft besuchte ihn der Magister, um den Abend bey einer sehr frugalen Abendmahlzeit zu verplaudern. Der Magister fragte, wie ihm Leipzig gefiele. Sebaldus der nichts für merkwürdig hielt, was nicht einem Buche ähnlich sah, hatte auch in Leipzig nichts als die vielen Buchdruckereyen und Buchläden bemerkt. Ihm war gar nicht in die Augen gefallen, ob die Einwohner den Rang oder die Bequemlichkeit liebten, ob sie gesellig oder steif wären, ob die Damen lieber geputzt als schön zu seyn suchten, ob die Studenten ein soldatisches oder ein gelehrtes, ein lüderliches oder ein galantes Ansehen affektirten, ob die Jungemägde Niedlichkeit und Artigkeit für den ersten Zweck ihres Daseyns hielten oder nicht? Ihm war nie in den Sinn gekommen zu untersuchen, wie etwa die Bauart der Häuser den Zweck der Eigenthümer bey wenigem Platze ihre Wohnungen bequem zu machen verrathen möchte, welchen Beweis des ehemaligen Wohlstandes der Einwohner die vielen schönen Gärten und Gartenhäuser in den

Vorstädten darböten, und ob daselbst Reichthum und Kenntniß des Schönen mit gleichen Schritten fortgegangen sey? Er hatte sich auf den Straßen nie umgesehen, und es war ihm nie eingefallen zu erörtern, ob das Homannische Haus oder die Wage schöner gebauet sey, ob am Erker des Romanusschen Hauses, mit Rechte, zwey übereinanderstehende Säulenordnungen auf einem Kragsteine ruhen, oder ob im Großbosischen Garten die fleißige Kunst die schönsten Anlagen der Natur verderbt habe? Den Richterschen, damals den schönsten Garten in den Leipziger Vorstädten, hatte er eben so wenig, als die reizende Aussicht aus demselben nach dem Zschocherschen Hölzchen gesehen. Er hatte nie daran gedacht ins Rosenthal zu gehen, die schöne Gegend hinter Raschwitz war ihm nicht zu Gesichte gekommen, und von den Linkischen, Winklerischen und Richterischen Kabinetten hatte er nicht einmal reden hören. Weil die Rathsbibliothek und die Universitätsbibliothek, die einzigen Gegenstände seiner Neugierde, in der Messe nicht offen waren, so hatte er alle Tage seines Aufenthalts in Leipzig damit zugebracht, von Buchdruckerey zu Buchdruckerey, und von

Buchhandlung zu Buchhandlung zu wandern. Noch ganz voll von diesen Gegenständen, rief er aus:

Wie sollte mir Leipzig nicht gefallen, der ächte Sitz der Gelehrsamkeit, die wahre Stapelstadt gelehrter Kenntnisse, welche aus Deutschland hier eingesammelt, und von hier aus allen andern deutschen Provinzen wieder mitgetheilet werden! Hier sieht man die unzählbaren Früchte der Nachtwachen einer grossen Anzahl gelehrter Männer, welche, nachdem sie Jahre lang ihren Geist durch Lektur mit allen nützlichen Kenntnissen bereichert und durch unermüdetes Nachdenken vervollkommnet haben, nun ihre Schriften der Welt mittheilen und sie dadurch, zu erleuchten suchen. Wenn ich die hiesigen unermeßlichen Bücherniederlagen betrachte, wird mir die unausgesetzte Geschäftigkeit der Gelehrten recht ehrwürdig. Ich hätte nie gedacht, daß so viele Bücher in der Welt wären, als ich hier beysammen finde, noch weniger daß jährlich einige hundert oder tausend hinzukommen.

Mag. Und darüber freuen Sie Sich? Ich nicht. Sie kommen mir vor wie ein hungri-

ger Ankömmling an einer reichbesetzten Tafel, der den großen Vorrath von Speisen sieht, und schon überschlägt wie gut er sich mit diesen herrlich aussehenden Nahrungsmitteln füttern wolle. Ich bin einer von den Gästen, die schon oft an dieser Tafel saßen, und schon oft hungrig aufstanden. Einige Speisen hatten einen sehr widrigen haut-gout, andere schmeckten angenehm, aber waren äußerst unverdaulich, andere waren nicht gahr gekocht, andere verräuchert, und andere bloße Schauessen. Endlich blieb ich zu Hause, aß mein Stück Käse und Brot, und verwünschte alle Köche.

Geb. Aber ist es nicht ein herrliches Schauspiel, eine so große Menge gelehrter Werke zusammen zu sehen, wodurch doch, durch jedes in seiner Art, die Menschen klüger, gelehrter, weiser, tugendhafter, kurz besser werden?

Mag. Ein Schauspiel wie manches andere, von dem uns die Einbildungskraft, ehe wir es sehen, die angenehmsten Vorstellungen macht. Wer wie Sie vom Lande, aus der Einsamkeit kommt, ist sehr geneigt sich durch jeden ersten Glanz blenden zu lassen, und alles für schöner anzusehen als es ist. Mein

lieber Freund! Wenn die Gelehrten durch ihre Bücher sonst nichts zu erlangen suchten, als was Sie da sagen, so würden neun Zehntheile der Bücher nie geschrieben werden. Wie die Menschen klüger, weiser und besser werden sollen? Ich wette, daran haben vierzehn Funfzehntheile der Schriftsteller, deren Werke die Messe zur Messe machen, gar nicht gedacht. Sie haben ganz andere Absichten zu erlangen und ganz andere Bedürfnisse zu befriedigen!

Geb. Welche könnten die seyn? Ein Gelehrter hat freilich viele Absichten und Bedürfnisse als Mensch mit andern Menschen gemein. Was könnte er aber als Gelehrter für ein anderes Bedürfniß haben, als seinen Geist durch alle nützliche Kenntnisse aufzuklären, und wenn er erleuchteter ist als andere, was folget natürlicher darauf als die Absicht andern seine Kenntnisse mitzutheilen, das heißt, ein Schriftsteller zu werden?

Mag. Die Folge scheint so natürlich! Gleichwohl muß sie nicht nothwendig seyn; denn gewiß sehr viele Schriftsteller haben nicht untersucht ob ihr Geist aufgeklärt genug sey, noch weniger ob er aufgeklärter sey, als der Geist anderer Leute; und gleichwohl sind sie

Schrift-

Schriftsteller in bester Form, und wenn Zeitungslob und Eigenlob etwas gilt, große berühmte Schriftsteller. Hingegen haben wir beide, Sie mein Freund und ich, von Jugend auf gearbeitet unsere Kenntnisse zu erweitern und vollkommner zu machen, und ich darf sagen, wir wissen auch daß wir manche Sachen besser einsehen als manche andere Leute; und gleichwohl dürften wir beide vielleicht nie Schriftsteller werden.

Geb. Ich weiß nicht, was Sie zu thun willens sind. Ich aber, ich muß es mit einiger Schüchternheit gestehen — ich arbeite schon seit vielen Jahren an einem Kommentare über die Apokalypse.

Mag. Über die Apokalypse? Da sind Sie bey mir mehr als jemand im Verdachte, daß nicht allein die von Ihnen vorher angeführten schönen Absichten, sondern einige kleine Nebenabsichten Sie zum Schriftsteller machen?

Geb. Ich bin mir keiner Nebenabsichten bewußt. Welche könnte ich auch haben?

Mag. Ich weiß nicht. Vielleicht ein wenig Ruhmsucht. Sie wollen der Welt gern etwas Neues und Scharfsinniges sagen, denn etwas dem menschlichen Geschlechte Nützliches

werden Sie doch schwerlich sagen können. Die Apokalypse ist eine dickschälige Citrone, woraus so viele hundert Kommentatoren den wenigen Saft schon längst ausgepreßt haben.

Geb. Wenn sie keinen Saft in sich hat, so könnte sie doch vielleicht noch Öl enthalten. Glauben Sie nicht, es würde dem menschlichen Geschlecht wichtig seyn, wenn ich zeigte, daß alles was man bisher über dies seit vielen Jahrhunderten vielen Menschen so wichtig scheinende Buch geschrieben hat, alberne Fratzen sind, voller Unsinn, auf Kosten des gesunden Menschenverstandes, der Religion und der Geschichte gesagt? Wäre es nicht ein Verdienst so viel Lügen um ihr Ansehen zu bringen, wenn ich auch nur wenig Wahrheit an die Stelle setzen könnte? Und gleichwohl, ohne ruhmredig zu seyn, versichere ich die erfüllten historischen Weissagungen aus der Geschichte anzuzeigen, und von einigen wenigen noch unerfüllten solche Muthmaßungen an die Hand zu geben, die selbst Königen und Fürsten nicht gleichgültig seyn dürften. Dennoch schätze ich diese meine historische Entdeckungen sehr gering gegen diejenigen, die etwas beytragen können den moralischen Zustand des

Menschen zu verbessern. Wie? wann ich nun aus diesem Buche, von dem künftigen Zustande der Auserwählten die sichersten Schlüsse ziehen, wenn ich — hier funkelten dem ehrlichen Sebaldus die Augen — aus demselben die Lehre, die Sie wie ich verabscheuen, die Ewigkeit der Höllenstrafen, gänzlich widerlegen, und deutlich zeigen könnte, wie in Gottes Haushaltung alle Bestrafung auf Besserung abzielen muß und wird — könnte dies dem menschlichen Geschlechte gleichgültig seyn?

Mag. Mein Freund, Sie haben wirklich eine gute Anlage zum Schriftsteller. Sie kommen in Feuer wenn Sie von Ihrem Buche reden. Doch es scheint mir, indem Sie beweisen wollen, daß die Ruhmsucht nicht der Bewegungsgrund Ihres Schreibens ist, so rühmen Sie Sich so sehr als man sich rühmen kann.

Seb. Den Ruhm, der aus einer wohlgelungenen Ausführung eines nützlichen Unternehmens entspringt, verachte ich gar nicht. Er ist jedem rechtschaffenen Manne angenehm, und kann mit der Begierde der Welt zu nützen, sehr wohl bestehen; und so wird es ver-

muthlich auch wohl mit den Nebenabsichten seyn, die Sie andern Schriftstellern Schuld geben.

Mag. Nicht völlig eben so. Die meisten Schriftsteller schreiben, um bekannt zu werden, ein Amt zu erschreiben, einem Patron ein Buch zu dediciren, einen Freund zu erheben, oder einen Feind zu erniedrigen. Ob die Welt von ihren Büchern Nutzen oder Schaden habe, kümmert sie wenig, wenn sie nur ihren Privatendzweck erreichen.

Geb. Den können Sie aber nicht erreichen, wenn sie nicht zugleich etwas Nützliches schreiben. Denn es kann doch niemand so unverschämt seyn, ein Buch herauszugeben, um etwas Bekanntes oder Langweiliges oder Nichtsbedeutendes zu sagen.

Mag. Das sollte freylich nicht seyn! Wie will es aber ein armer Schriftsteller machen, wenn er nichts Neues, Interessantes und Wichtiges zu sagen hat, und doch ein Buch schreiben soll. Meinen Sie nicht, daß ein wichtiges und nützliches Buch viel Geschicklichkeit erfordere, daß man sehr viel mehr wissen müsse als was man sagt, daß man vorher alles nachlesen müsse was andere bekannte

Schriftsteller über diese Materie geschrieben haben, daß man sich aber doch nicht müsse merken lassen wie viel man gelesen habe, daß man seine ganze Materie wohl überlegen und anordnen müsse, und daß zu allem diesem sehr viel Zeit und Arbeit gehöre?

Seb. Allerdings!

Mag. Meinen Sie aber, daß derjenige, der bekannt werden, ein Amt erschreiben, seinem Patron ein Buch dediciren, seinen Freund erheben oder seinen Feind erniedrigen will, allemal Geschicklichkeit haben werde, oder viel Zeit und Arbeit werde anwenden können?

Seb. Nein! Wenn aber dies nicht ist, so muß er auch gar kein Buch schreiben; denn den wahren Hauptzweck des Schriftstellens unwichtigen Nebenzwecken aufopfern, ist eines wahren Gelehrten ganz unwürdig.

Mag. Ja freylich, eines Gelehrten! Aber ein Schriftsteller kann es im Laufe seines Gewerbes nicht so genau nehmen.

Seb. Ich weiß nicht wie Sie sprechen. Ein Buchdrucker oder ein Buchhändler mag ein Gewerbe mit Büchern haben, aber ein Schriftsteller ist ein Gelehrter. Der will der Welt nützliche Kenntnisse mittheilen, der will Wahrheit und Weisheit befördern.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0139
DFG

Mag. Ihre Einbildungskraft, mein liebster Freund, fliegt noch ziemlich hoch; lassen Sie Sich herunter, und kommen Sie der Erde näher. Der größte Haufen der Schriftsteller von Profession treibt ein Gewerbe, so wie die Tapetenmaler oder die Kunstpfeifer, und sieht die wenigen wahren Gelehrten fast eben so für zudringliche unzünftige Pfuscher an, als jene Handwerker einen Mengs oder Bach. Durch solches Gewerbe, und nicht aus Begierde das menschliche Geschlecht zu erleuchten, entsteht die unsägliche Menge von Büchern welche Sie so bewundern; denn Leipzig ist freylich seit mehr als hundert Jahren die Stapelstadt der Waaren der gelehrten Handwerker.

Geb. Sie haben ein sonderbares Vergnügen daran, Wörter zusammenzusetzen deren Begriffe offenbar miteinander streiten. Gelehrsamkeit ein Handwerk? Bücherschreiben ein Gewerbe?

Mag. Allerdings, und zwar ein solches Gewerbe, worin jeder den Nutzen so sehr auf seine Seite zu ziehen sucht, als nur möglich ist. Der Autor will gern dem Verleger so wenig Bogen Manuskript als möglich, für

so viel Geld als möglich ist, überliefern. Der Verleger will gern so viele Alphabete als möglich, so wohlfeil als möglich einhandeln und so theuer als möglich verkaufen. Der Autor will gern so wenig Zeit, Mühe, Überlegung und Geschicklichkeit an sein Buch wenden, und doch so viel Ruhm, Belohnung, Beförderung, von der Welt einärndten als möglich. Zu dem letzten sind leider nur allzuviel Mittel vorhanden!

Seb. Sie sagen mir da so unerhörte Sachen, daß ich vor großem Erstaunen mich fast nicht getraue ein Wort dagegen einzuwenden, und doch ist mir alles unbegreiflich. Was für Mittel können vorhanden seyn, Ruhm und Belohnung durch ein Buch zu erlangen, worin man keine Talente zeigt und worauf man wenig Zeit gewendet hat?

Mag. Ey sehr viele! Z. B. ein Professor muß Amtswegen ein Kollegium lesen, dazu schreibt er ein besonderes Kompendium der ganzen Wissenschaft. Dies kostet wenig Zeit und Mühe, erfordert auch wenig Talente, und doch giebt's bey den Studenten das Ansehen, als hätte man die Sachen ergründet, und bey der Welt das Ansehen, als könne man ein Buch schreiben.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0141
DFG

Seb. Aber die Welt kann doch unmöglich ein bloßes Kompendium einer bekannten Wissenschaft für ein Buch ansehen?

Mag. Die deutsche Welt ist gutwillig, sie hat sich schon sehr viele Kompendienschreiber für Schriftsteller aufdringen lassen. Und es weiß mancher Lehrer noch wirthschaftlicher mit seinem Pfunde zu wuchern! Will das Kompendium nicht Ruhm genug bringen, so läßt man einen Theil des Diskurses oder der Amplification des Kompendiums unter einem Modetitel drucken, und dann ist man ein Schriftsteller in bester Form.

Seb. Ja! aber doch sind, meines Erachtens, Studenten und Leser sehr unterschieden.

Mag. Ja freylich, darum werden auch die Stadthistörchen, die Anspielungen auf die Herren Kollegen, die Schwänke womit die Benevolenz der Herren Kommilitonen kaptivirt werden soll, weggelassen, wenigstens von denen die Kenntniß der Welt und Lebensart im Munde führen.

Seb. Das ist ganz gut! Aber ich dächte doch, der ganze Ton müßte verändert werden. Ein Lehrer kann voraussetzen, daß er mehr Einsichten habe als seine Zuhörer; des-

wegen kann er ihnen manches sagen, was er nicht füglich den Lesern sagen darf, weil er vermuthen muß, daß darunter viele seyn möchten, die eben so viel und mehr Einsicht haben als er.

Mag. Sehr wenige Professoren denken so fein wie Sie! Ich kenne mehr als einen der in seinen Schriften seine Leser völlig eben so in Lehrertone anredet, als ob sie lauter junge Studenten wären.

Seb. Das befremdet mich sehr. Ich wenigstens wenn ich in dem Falle wäre, würde mir immer vorstellen, daß die erleuchtetesten Leute meiner Zeit meine Leser seyn könnten, und welche armselige Figur ich gegen sie machen müßte, wenn ich ihnen ganz bekannte Sachen vordociren wollte, die sie viel besser wüßten! Überhaupt, dächte ich, ein Lehrer in einem Kollegium für junge Leute, müsse sich nach dem Verständnisse des Geringsten unter seinen Zuhörern bequemen, hingegen ein Schriftsteller suche hauptsächlich den Verständigsten unter seinen Lesern zu gefallen, daher könne das beste Kollegium nicht leicht ein gutes Buch werden.

Mag. Ey, Sie machen Sich die rechten Schwie-

rigkeiten! Wissen Sie hiemit: was gedruckt werden kann, kann ein Buch werden. Eine Dissertation, eine Prolusion, eine Oration, ein Programma, ein Oster- oder Pfingstanschlag, den ein Schulmann oder Professor Amtshalber schreiben muß, ist ja wohl noch weniger ein Buch.

Geb. Ich wenigstens halte die Verfertigung solcher Aufsätze für ein Opus operatum, wobey gewöhnlicherweise mehr die Hand als der Kopf in Bewegung gesetzt wird.

Mag. O! man kann ein Schriftsteller von vielen Bänden werden, ohne den Kopf sonderlich anzustrengen! Was denken Sie wohl z. B. von einem Prediger, der seine gehaltene Predigten drucken läßt?

Geb. Wenn meine Gemeinde die meinigen verlangte, würde ich sie sehr gern zu ihrem Gebrauche drucken lassen; denn warum sollte ich ihr nicht schriftlich sagen, was ich ihr mündlich sagte? Aber auch nur bloß für sie sollten meine Predigten gedruckt werden. Ich habe mich in meinen Vorträgen immer besonders nach den Umständen meiner gewöhnlichen Zuhörer gerichtet. Nun würde ich immer denken, die Welt möchte so wenig nutzen kön-

nen, was ich bloß meiner Gemeinde zu sagen hatte, als das, was ich als Vater meinen Kindern zu ihrem bessern Verhalten einschärfe.

Mag. Vielleicht würde doch die Welt, das was Sie so bescheiden ankündigen mit mehrerm Nutzen lesen, als die Predigten der Herren welche die ganze Welt für ihre Diöcese halten.

Geb. Es kann seyn, daß auch etwas gemeinnütziges darin wäre, aber doch würde das Bändchen, das ich mir der Welt vorzulegen getraute, immer sehr klein seyn.

Mag. Das Bändchen? Weder Johann Melchior Goeze noch Johann Andreas Cramer haben mit dem vierzehnten Bande aufgehört.

Geb. Wie? vierzehn Bände Predigten? dazu gehört mehr Herz als ich habe!

Mag. Freylich Sie haben viel Bedenklichkeiten. Wenn Sie eine Dedikation an einen Patron zu machen hätten, und Sie könnten kein Buch schreiben, so dächten Sie auch wohl nicht daran, das erste beste alte Buch wieder drucken zu lassen, und es Ihrem Gönner zuzueignen?

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0145
DFG

Seb. Ich dächte der Patron würde mir wenig danken, wenn ich ihm anstatt etwas Neues nur etwas Aufgewärmtes vorsetzte.

Mag. Als wenn der Patron nicht zufrieden seyn müßte, daß sein Namen vor dem Buche stehet, und als wenn er es auch noch würde lesen wollen! Genug, mancher Journalist wird Ihnen danken, daß Sie durch die neue Herausgabe, unserer Litteratur einen so großen Dienst geleistet haben! Und Sie können als ein noch wichtigerer Mann erscheinen, wenn Sie dem Buche eine Vorrede vorsetzen, um es durch ihren Namen der Welt anzupreisen.

Seb. Wenn man aber nicht wirklich sehr berühmt ist, so gehört viel Charlatanerie dazu, so eine vornehme Miene zu affektiren.

Mag. Ja! Wenn Sie Ihren Namen selbst nicht für berühmt halten, so sind Sie auf gutem Wege, ihn nie berühmt zu machen. Ich merke wohl, Sie wollen incognito arbeiten; damit ist Ihnen auch zu dienen. Da ist mehr als ein Buchhändler, der seinen Autoren aufträgt was er für verkäuflich hält: Geschichte, Romanen, Mordgeschichten, zuverläßige Nachrichten von Dingen die man nicht gesehen hat, Beweise von Din-

gen die man nicht glaubt, Gedanken von Sachen die man nicht versteht. Zu solchen Büchern bedarf der Verleger keine Autoren die einen Namen haben, sondern solche die nach der Elle arbeiten. Ich kenne einen der in seinem Hause an einem langen Tische zehn bis zwölf Autoren sitzen hat, und jedem sein Pensum fürs Tagelohn abzuarbeiten giebt. Ich läugne es nicht — denn warum sollte ich Armuth für Schande halten? — ich habe auch an diesem langen Tische gesessen. Aber ich merkte bald, daß ich zu diesem Gewerbe nichts taugte: denn ich kann zwar ohne Gedanken eine Korrektur lesen, aber nicht ohne Gedanken Bücher schreiben; und bey solchen Büchern ist immer der am angenehmsten, der am geschwindesten schreibt, auch wenn er am schlechtesten schriebe.

Geb. Am schlechtesten? Da handelt ja der Verleger wider seinen eigenen Vortheil; denn was kann die Welt mit den schlechten Büchern machen!

Mag. Was geht den Verleger die Welt an? Er bringt sein Buch auf die Messe.

Geb. Nun — und durch die Messe kommen die Bücher in die Welt.

Mag. Freylich! Nur mit dem Unterschiede, daß sie vorher vertauscht werden, und daß also der Verleger am besten daran ist, der die schlechtesten Bücher hat, weil er leicht etwas bessers bekommt.

Seb. Aber denn müssen doch einigen Buchhändlern die schlechtesten Bücher bleiben, und die bedaure ich.

Mag. Weswegen? Es ist ihnen ja unbenommen, Narren zu suchen, die aus dem schlechtesten Buche klug zu werden denken, oder die es um Gotteswillen lesen, wie mein alter Konrektor wollte daß ich die schlechten Prediger hören sollte.

Seb. Nun fängt mir an ein Licht aufzugehen! So könnte es ja wohl der Vortheil der Buchhändler erfordern, zuweilen schlechte Bücher zu verlegen?

Mag. Dies mag wohl seyn; wenigstens scheint es nicht, als hätten sie nöthig sich sonderlich darum zu bekümmern ob die Bücher gut sind, oder nicht.

Seb. Ja, wenn wahr ist was Sie sagen, so würde ich freylich von der Menge der nützlichen Bücher, über deren Daseyn ich mich gefreuet habe, alle abziehen müssen, welche die

Konvenienz der Schriftsteller und die Laune der Buchhändler zur Welt bringt.

Mag. Und rechnen Sie immer auch den größten Theil der ungeheuer großen Anzahl von Büchern ab, womit Deutschland vermittelst unserer Übersetzungsmanufakturen überschwemmt wird.

Seb. Habe ich recht gehört? Übersetzungsmanufakturen? Was soll denn das bedeuten?

Mag. Manufakturen, in welchen Übersetzungen gemacht werden, das ist ja deutlich.

Seb. Aber Übersetzungen sind ja keine Leinwand oder keine Strümpfe, daß sie auf einem Stuhle gewebt werden könnten.

Mag. Und doch werden sie beynahe eben so verfertigt, nur daß man, wie bey Strümpfen, bloß die Hände dazu nöthig hat, und nicht wie bey der Leinwand auch die Füße. Auch versichere ich Sie, daß keine Lieferung von Hemden und Strümpfen für die Armee genauer bedungen wird, und richtiger auf den Tag muß abgeliefert werden, als eine Übersetzung aus dem Französischen; denn dies wird in diesen Manufakturen für die gemeinste,

aber auch für die gangbarste Waare, geachtet.

Geb. Alles was Sie sagen, scheint mir unerhört. Also giebt es unter den Übersetzungen und unter den Übersetzern auch wohl einen Rang oder Unterschied?

Mag. Allerdings! Ein Übersetzer aus dem Engländischen ist vornehmer als ein Übersetzer aus dem Französischen, weil er seltner ist. Ein Übersetzer aus dem Italiänischen läßt sich schon bitten ehe er zu arbeiten anfängt, und läßt sich nicht allemal den Tag vorschreiben an dem er abliefern soll. Einen Übersetzer aus dem Spanischen findet man fast gar nicht; daher kömmt es, daß zuweilen Leute aus dieser Sprache übersetzen, die gar nichts davon verstehen. Übersetzer aus dem Lateinischen und Griechischen sind häufig, werden aber gar nicht gesucht, bieten sich daher mehrentheils selbst an. Außerdem gibt's auch Übersetzer die zeitlebens gar nichts anders thun als übersetzen; Übersetzer die ihre Übersetzungen in Nebenstunden zur Erholung machen, wie Frauenzimmer die Knötchenarbeiten Marly und Filet. Vornehme Übersetzer, diese begleiten ihre Übersetzungen mit einer Vorrede und versichern die

Welt

daß das Original sehr gut sey; Gelehrte Übersetzer, diese verändern es, begleiten es mit Anmerkungen, und versichern daß es sehr schlecht gewesen, daß sie es aber mit deutschem Fleiße erst vortrefflich gemacht hätten. Es giebt sogar Übersetzer, welche durch Übersetzungen Originalschriftsteller werden. Diese nehmen ein französisches oder engländisches Buch, lassen Anfang und Ende weg, ändern und verbessern das übrige nach Gutdünken, setzen ihren Namen keck auf den Titel und geben das Buch für eigene Arbeit aus. Endlich giebt es solche, die ihre Übersetzungen selbst machen; und solche die sie von andern machen lassen.

Geb. Sie vergessen, dünkt mich, noch einen wichtigen Unterschied: unter Übersetzern welche der Sachen und beider Sprachen kundig, und solchen welche beider unkundig sind. Ich wenigstens glaube einen großen Unterschied dieser Art bey den Übersetzern der Apokalypse bemerkt zu haben.

Mag. Vielleicht mag die Kenntniß der Sachen und Sprachen bey der Apokalypse einen merklichen Unterschied machen; aber bey unsern gewöhnlichen Übersetzungen aus dem

Französischen und Engländischen wird so genau darauf nicht geachtet.

Seb. Und doch, dächte ich, müßte besonders der Verleger seines eigenen Nutzens wegen Acht darauf haben.

Mag. Keinesweges! Hieran denkt er gemeiniglich gar nicht, oder sehr wenig. Hat er etwa drey Alphabete in groß Oktav oder in groß Quart zu Kompletirung seiner Messe noch nöthig, so sucht er unter allen neuen noch unübersetzten Büchern von drey Alphabeten dasjenige aus, dessen Titel ihm am besten gefällt. Ist sodann ein Arbeiter gefunden (welches eben nicht schwer ist), der noch drey Alphabete bis zur nächsten Messe übernehmen kann, so handeln sie über den armen Franzosen oder Engländer, wie zwey Schlächter über einen Ochsen oder Hammel, nach dem Ansehen oder auch nach dem Gewichte. Wer am theuersten verkauft, oder am wohlfeilsten eingekauft hat, glaubt, er habe den besten Handel gemacht. Nun schleppt der Übersetzer das Schlachtopfer nach Hause, und tödtet es entweder selbst, oder läßt es durch den zweyten oder dritten Mann tödten.

Seb. Durch den zweyten oder dritten Mann? Wie ist das zu verstehen?

Mag. Das ist eben das Manufakturmäßige bey der Sache. Sie müssen wissen, es giebt berühmte Leute, welche die Übersetzungen im Großen entrepreniren, wie ein irländischer Lieferant das Pökelfleisch für ein Geschwader, und sie hernach wieder an ihre Unterübersetzer austheilen. Diese Leute erhalten von allen neuen übersetzbaren Büchern in Frankreich, Italien und England die erste Nachricht, wie ein Mäkler in Amsterdam Nachricht von Ankunft der ostindischen Schiffe im Texel hat. Alle übersetzungsbedürftige Buchhändler wenden sich an sie, und sie kennen wieder jeden ihrer Arbeiter, wozu er zu gebrauchen ist, und wie hoch er im Preise stehet. Sie wenden den Fleißigen Arbeit zu, bestrafen die Säumigen mit Entziehung ihrer Protektion, märzen die Fehler der Übersetzungen aus oder bemänteln sie mit ihrem vornehmen Namen; denn mehrentheils sind Unternehmer dieser Art stark im Vorredenschreiben. Sie wissen auch genau, wie viel Fleiß an jede Art der Übersetzung zu wenden nöthig ist, und welche Mittel anzuwenden sind, damit ihre Übersetzungen allenthalben angepriesen, und dem berühmten Manne öffentlich gedanket werde, der die

deutsche gelehrte Welt damit hat beglücken wollen.

Seb. Sie wissen, wie viel Fleiß an eine jede Art der Übersetzung zu wenden nöthig ist? Gehört denn nicht einerley Grad von Fleiß zu jeder Übersetzung, wenn sie in ihrer Art gut seyn soll?

Mag. Keinesweges! Dies kann nach den Umständen sehr verschieden seyn. Z. B. zu theologischen Büchern thut gemeiniglich ein Hochwürdiger Herr einem Buchhändler den Vorschlag, sie unter seinem Namen und mit seiner Vorrede übersetzen zu lassen, es versteht sich aber, daß er das Buch nicht selbst übersetzt, sondern er giebt es gegen zwey Drittheile der mit dem Verleger abgeredeten Bezahlung, an einen seiner Arbeiter ab. Dieser verdingt es gemeiniglich gegen drey Viertheil dessen was ihm der Hochwürdige Herr gönnen will, an einen Dritten; der es zuweilen, wenn die Manufaktur stark gehet, an einen Vierten gegen funfzehn Sechszehntheile dessen was er bekommt, abläßt. Dieser übersetzt es wirklich, so gut oder schlecht er kann. Bey dicken Beweisen daß der Messias schon

gekommen ist *), bey biblischen Geschichten in zwölf Bänden, bey voluminösen Dogmatiken, bey Predigten aus dem Französischen oder Engländischen übersetzt, kann dies ohne Bedenken gewagt werden: denn die Leser solcher Bücher merken nicht ob irgendwo etwas falsch übersetzt sey; und die theologischen Kunstrichter sind nicht so schlimm, daß sie durch den Namen eines berühmten Vorredners oder durch ein höfliches Schreiben eines Bruders im Herrn, nicht sollten zur Duldung und Schonung einer schlechten Übersetzung bewegt werden können. Die Ausgaben der Übersetzungen historischer Werke, Reisebeschreibungen u. d. gl. sind meistens das Werk der Buchhändler,

*) Kaum kennt jetzt jemand noch: Kidders Beweis daß der Messias gekommen ist, Stackhousens dicke Dogmatik und biblische Geschichte, Nelsons antideistische Bibel, Doddridgens Paraphrasis des Neuen Testaments in mehrern dicken Bänden; aber sie sind wirklich, so wie viele andere dicke nun vergessene Bücher aller Art, vor dreyßig und mehr Jahren ins Deutsche übersetzt worden, mit stattlichen Vorreden der damaligen rüstigen Übersetzungsunternehmer.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0155
DFG

die sich dazu einen Wohlgebohrnen oder Hochedelgebohrnen Herrn aussuchen, weil in diesem Fache die Übersetzungsunternehmer nicht so häufig sind, als im theologischen Fache. Doch werden solche Übersetzungen gemeiniglich auch an Unterarbeiter ausgetheilt *). Diese müssen sich aber schon mehr in Acht nehmen, daß sie wenigstens die eigenen Namen richtig übersetzen und die Jahrzahlen recht abschrei-

*) Wie bekannt, wurden die ersten Bände der allgemeinen Welthistorie, die Biographia Britannica, die Geschichte der Länder und Völker von Amerika, und andere aus dem Engländischen und Französischen übersetzte dicke Bücher mancherley Art, von einem Hochwürdigen Herrn en entreprise ausgegeben. Seit sieben und zwanzig Jahren, da Obiges geschrieben ward, haben sich dergleichen ganz dicke übersetzte Bücher ziemlich aus der deutschen Litteratur verloren; indem jetzt von den deutschen gelehrten Handwerkern dick-dünne Originale fabrizirt werden. Daher gehet auch die Tendenz unserer neuern Büchermacher so muthig auf Originalität! Sind nicht Rittergeschichten, Naturrechte von dem selbstgesetzten Ich gesetzt, und höchst weise vonvornige Politik und Ästhetik, die Wunder unsers Jahrzehends?

ben, denn auf solche Sachen lauren unsere historische Rezensenten wie Falken. Dagegen ist auch nicht so viel daran gelegen, ob etwa die Vorstellungen der Begebenheiten und die eingestreuten Reflexionen etwas flüchtig und schielend übertragen wären; auf die Art werden sie der Schreibart einiger deutschen Geschichtschreiber desto ähnlicher, die in ihrer Freunde gelehrten Zeitungen und Journalen gewohnt sind am lautesten gelobt zu werden! Aber neue Komödien und neue Romane muß meistens der selbst übersetzen, der als Übersetzer bekannt seyn will, weil diese Bücher allzuvielen Lesern in die Hände kommen; und hier sind die Kunstrichter gleich bey der Hand, und lassen sich selten durch einen berühmten Namen vom Tadel abschrecken.

Geb. Ich erstaune immer mehr über das was Sie da sagen. Es ist mir, als ob Sie von einer andern Welt redeten. Sie können auch unmöglich Deutschland im Sinne haben!

Mag. Sie vielmehr kommen aus einer andern Welt, aus der schönen Welt der Imagination, wo jeder berühmte Mann viel Verdienste hat, wo jeder Schriftsteller zu Unter-

suchung der Wahrheit schreibt, wo die Vorreden wahre Nachrichten vom Buche enthalten, wo niemals ein Journalist den Verfasser anschwärzt dem er nicht wohl will, wo kein beleidigter Schriftsteller Kabalen macht, wo ein Lehrer der Tugend auch allemal tugendhaft und ein Lehrer der Weisheit weise ist. Mein lieber Freund! träumen Sie nicht ferner, so angenehm Sie auch träumen mögen; sehen Sie um Sich herum, was in Deutschland vorgeht, und Sie werden finden, was ich Ihnen sage ist keine Erdichtung.

Seb. Nun, wenn auch jemand einmal so etwas unternähme, so kann doch das Publikum nicht lange in der Verblendung bleiben; und dann wird es mit der Manufaktur bald zu Ende gehen.

Mag. Unser Publikum ist sehr nachsehend, zumal bey dicken Büchern, das heißt bey denjenigen welche die Übersetzer von Profession am liebsten wählen. Ich versichere Sie, daß wenigstens der dritte Theil der deutschen Bücher auf diese Art fabricirt wird. Denn ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß beynahe die Hälfte der neuen deutschen Bücher Übersetzungen sind, und ich sage ge-

wiß zu wenig, wenn ich nur zwey Drittel der Übersetzungen als Manufakturarbeit ansehe.

Seb. Gott behüte! Die Hälfte unserer neuen Bücher sind Übersetzungen! Was wird denn alles übersetzt?

Mag. Was? Bogen und Alphabete! Um den Inhalt bekümmert sich weder Verleger noch Übersetzer, zum höchsten der Leser, wenn er will und kann.

Seb. Allein da wird denn auch der Leser gemeiniglich sehr unzufrieden seyn.

Mag. Ach nicht doch! Die Leser der Übersetzungen sind gutwillige Seelen. Sie haben gegen alles was schwarz auf weiß gedruckt ist, eine große Ehrerbietnng. Und wenn sie auch etwas nicht recht verstehen, so nehmen sie die Schuld selbst auf sich, und zählen Übersetzer und Verfasser los. Kein deutscher Leser wird das Unglück einer neuen Übersetzung machen, so wenig als noch ein deutsches Parterre jemals eine neue übersetzte Komödie ausgepfiffen hat *).

*) Seitdem Obiges geschrieben ward, haben auch die deutschen Parterre hin und wieder an Muth

Seb. Aber wenn auch niemand es merket, so ist's doch einem Gelehrten unanständig, die Gelehrsamkeit bloß zu einem schimpflichen Gewerbe zu machen, und die Fortpflanzung der Wahrheit und Tugend ganz aus den Augen zu setzen.

Mag. Seyn Sie aus allzugroßer Gerechtigkeit nicht ungerecht. Unser Vaterland kann von den Gelehrten nicht mehr fordern, als es um sie verdient. Wo ist das deutsche Land, wo ein deutscher Gelehrter als Gelehrter leben kann? Wo ist es möglich, ohne besonders glückliche Umstände, die Muße zu finden, die ein Schriftsteller braucht, wenn er in seiner Kunst groß werden will *)? Unser bestes

---

so zugenommen, daß es wirklich zuweilen mit einem übersetzten oder originalen Schauspiele bis zum Auspfeifen kam. Ob nicht viel zu wenig, und ob immer am rechten Orte gepfiffen worden, kann hier nicht untersucht werden.

*) Auch hierin hat sich viel verändert. In unserm glücklichern Jahrzehende leben wirklich eine Menge Schriftsteller en hommes de lettres in geschäftiger Muße. Alle freylich werden nicht in

wünschenswürdigstes Schicksal ist ein Amt, in dessen Erwartung wir verhungern müssen wenn wir kein Erbtheil zuzusetzen haben, und wobey wir, wenn wir es erhalten, vor vieler Amtsarbeit alle Gelehrsamkeit vergessen müssen. Die besten deutschen Schriftsteller haben zuweilen die Muße, die sie zu ihren vortreflichsten eigenen Werken nöthig hatten, durch Übersetzungen kümmerlich verdienen müssen. Es ist leider fast gar kein anderes Mittel da, um einen Gelehrten der kein Amt hat und kein Amt bekommen kann, vor dem Hunger zu verwahren. — Verlangen Sie nicht mehr, als wir leisten können.

Eb. Dies Bild der deutschen Litteratur ist sehr traurig. Aber ich bleibe dennoch dabey: Entwickelung und Verbreitung der Wahrheit ist die Hauptpflicht eines Autors. Ich würde nie daran gedacht haben, einen Kommentar über die Apokalypse zu schreiben,

---

ihrer Kunst groß; sogar Einige, welche allzugeschwind groß wurden, erschienen in jedem neuen Buche das sie schrieben, immer kleiner.

wenn ich nicht geglaubt hätte, unbekannte nützliche Wahrheiten entdeckt zu haben.

Mag. Die auch trotz Ihrem Kommentar unbekannt bleiben werden. Denn glauben Sie mir, Bengel ist im Besitze des apokalyptischen Reichs, woraus Sie ihn nicht vertreiben werden! Wir haben in Deutschland noch kein Beyspiel, daß ein abgesetzter Dorfpfarrer gegen einen Prälaten Recht behalten hätte.

Geb. Ich kann über das Schicksal meines Kommentars ruhig seyn. Genug, wenn ich die Wahrheit sage so wie ich sie erkenne und weil es Wahrheit ist, nicht aber deswegen, weil ich mit einem Buchhändler einen Kontrakt gemacht habe ihm funfzig Bogen zu liefern. Wohin soll es mit der deutschen Gelehrsamkeit kommen, wenn der größte Theil der Schriftsteller nicht die Beförderung der Gelehrsamkeit, sondern die Beförderung seines Ruhms und Nutzens sucht?

Mag. Und wohin soll es mit der deutschen Gelehrsamkeit kommen, wenn deutsche Gelehrsamkeit in unserm eigenen Vaterlande für schimpflich gehalten wird? Ist's nicht das sicherste Mittel zu darben wenn man sich

auf Kenntnisse legt, welche unsere Mitbürger erleuchten, aber nicht ihren Wollüsten dienen oder ihren Beutel füllen können? Bleibt ein einziges Mittel übrig, dem Gelehrten der weder Kuppler noch Plusmacher seyn will, in der Welt sein Auskommen zu geben? Wenn man uns recht belohnen will, schickt man uns auf eine Universität, wo wir unsere nöthigen Einkünfte von dem Wohlwollen einer unwissenden und ungezähmten Jugend suchen müssen; oder man verstößt uns in ein Amt, wozu uns alles was wir gelernt haben unnütz ist, und wo uns wegen der edlen Empfindsamkeit, welche durch die Wissenschaften in unsern Seelen entwickelt worden, die Ausübung unserer Pflicht oft weit beschwerlicher wird, als einem fühllosen Diener der Absichten jedes Gewaltigen im Lande.

Geb. Ich bin ganz außer mir, über alles was ich hören muß! So schlecht sieht es mit der Gelehrsamkeit in Deutschland aus? Wie soll es dann um Wahrheit und Tugend gut stehen, wenn die Herolde derselben, die Gelehrten, nur Eigennutz und Eigenlob suchen? Wie soll unser Vaterland durch die Wissenschaften erleuchtet werden, wenn man sie zu

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0163
DFG

einem niedrigen Gewerbe mißbraucht? Nein! dies ist mir ein unerträglicher Gedanken!

Mag. Geben Sie Sich zufrieden! Was ist der deutschen Gelehrsamkeit damit geholfen, wenn ein paar arme Korrektoren eine unruhige Nacht haben! Wir wollen uns die Fehler unserer Litteratur nicht verhehlen; aber wir wollen uns auch über das nicht abhärmen, was, ohne die Schuld unserer Gelehrten, nicht anders seyn kann; es müßte sich denn in Deutschland mehr ändern, als sich so leicht ändern wird.

Hiermit gab der Magister dem Sebaldus die Hand und wünschte ihm wohl zu schlafen.

Zweyter Abschnitt.

Sebaldus schlief, der Ermahnung des Magisters ungeachtet, sehr unruhig, und beseufzte noch am folgenden Tage den unvollkommnen Zustand der deutschen Gelehrsamkeit und das Schicksal der deutschen Gelehrten. Nachmittags ging er zu seinem Freunde Hieronymus, um ihm sein gestriges Gespräch mit dem Magister zu erzählen, und ihn zu

fragen ob desselben Nachrichten zuverläßig wären?

Ich finde, sagte Hieronymus, daß der Herr Magister von allen diesen Dingen sehr wohl unterrichtet ist; aber warum beunruhigt Sie diese Erzählung so gar sehr?

Geb. Es kränket mich, daß ich so viel von der Hochachtung ablassen muß, die ich für die deutsche Gelehrsamkeit und für die deutschen Gelehrten hegte. Ich habe beständig einen Mann der ein Buch schreiben kann mit Ehrfurcht angesehen, und den ganzen Haufen der Schriftsteller habe ich mir als eine Anzahl einsichtvoller und menschenfreundlicher Leute vorgestellt, die beständig beschäftigt wären, alles was der menschliche Verstand Edles, Schönes und Wissenswürdiges hervorbringen kann, zu erforschen und es zur Aufklärung des menschlichen Geschlechts in ihren Büchern öffentlich bekannt zu machen. Nun thut's mir weh, daß ich sie bloß als geschäftige Schmierer ansehen soll, die Wahrheit und Einsicht zu einem schimpflichen Gewerbe machen, die mit ihrer Schriftstellerey bloß für sich selbst Ruhm, Nutzen oder Nahrung suchen.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0165
DFG

Hier. Und es thut Ihnen um desto weher, weil Sie Selbst in die Zahl der Schriftsteller zu treten gedenken! — Nicht wahr? — Aber trösten Sie Sich, alle Schriftsteller und Übersetzer sind nicht so beschaffen, wie sie Ihr Magister beschrieben hat. Er hat nur von neun Zehntheilen geredet. Es ist noch das zehnte Zehntheil übrig, nehmlich Männer die es wirklich mit dem Fortgange der Wissenschaften gut meinen, welche der Eitelkeit und den Vergnügungen der Jugend entsagen, um sich gründliche Kenntnisse zu erwerben, und welche Nächte durchwachen, um ihre Nebenmenschen weiser, erleuchteter und gesitteter zu machen. In deren Gesellschaft zu treten, dürfen Sie Sich nicht schämen.

Geb. Und dieser wäre nur eine so geringe Anzahl? Wenn Sie die Anzahl der nützlichen Bücher so gering machen, wissen Sie wohl, daß Sie sich selbst erniedrigen?

Hier. Wie so?

Geb. Ich habe immer der Buchhandlung vor allen Arten der Handlung den Vorzug gegeben, weil ich glaube, daß durch ihre Vermittelung die gelehrten Kenntnisse unter die Menschen gebracht werden, weil sie nicht

blühen

blühen kann, als wenn eine gründliche und nützliche Gelehrsamkeit blühet.

Hier. Da haben Sie einen sehr falschen Begriff von der Buchhandlung. Sie stehet nur in rechtem Flore, wenn die Leute sehr dumm sind.

Seb. Wenn die Leute sehr dumm sind? Das kann ich nicht begreifen. Dumme Leute werden ja keine Bücher kaufen.

Hier. Weswegen nicht? Sie kaufen dumme Bücher, und die sind in größerer Anzahl und machen größere Bände aus. Es ist auch viel leichter und bequemer für dumme Leute zu schreiben und zu verlegen, als für kluge. Sehen Sie nur meine Kollegen die Buchhändler in den katholischen Provinzen an, größtentheils reichere Leute als alle protestantische Buchhändler auf der Leipziger Messe. Sie finden in ihren Verzeichnissen schöne Folianten über das Jus canonicum, herrliche Fasten- und Fronleichnamspredigten, derbe Kontroverspredigten wider alle Ketzer, tröstliche Legenden der Heiligen, Gebetbücher und Breviarien in Menge; aber oft kein einziges vernünftiges Buch, das ich, so einfältig auch meine liebe Vaterstadt ist, in meinen Buch-

laden legen, oder Sie, wenn Sie noch so reich wären, in Ihre Bibliothek würden setzen wollen. Hier ergriff er ein auf seinem Pulte liegendes Bücherverzeichniß eines katholischen Buchhändlers in Augsburg, und fragte: Wie gefallen Ihnen die Titel: Laurentii von Schnüffis (ord. Capucin.) mirantische Mayenpfeife, mit Kupf. P. Sennenzwickels ernstliche Kurzweil für die zenonische Gesellschaft der machiavellischen Staatsklügler, worin das edle Paar Gebrüdrichen Atheismus und Naturalismus, samt den hallerischen Gedichten dem Sileno als Riesenschröcker aufgeopfert werden. P. Dionysii von Lützenburg verbesserte Legend der Heiligen von P. Martin von Cochem. Der himmlische Gnadenbrunn St. Walburgä. Die geistliche Sonnenblum d. i. kurze tägliche Besuchungen des allerheil. Sakraments des Altars. P. Biners Mückentanz der Herren Prädicanten zu Zürch um das Licht der katholischen Wahrheit. Alexii Niederers Geistliches Seelennetz oder 150 geistreiche Betrachtun-

gen. Bulffers mit kurzen doch guten Waaren handelnder evangel. Kaufmann, oder kurze Sonn- und Feyertagspredigten. Der christkatholische goldne Schlüssel, mit welchem die Schatzkammer der zeitlich- und ewigen Güter kann aufgesperrt werden. Haufingers geistliches Frühstück, oder auserlesene Sittenlehren. Wollen Sie etwa diese und andere dergleichen schöne Sächelchen mehr, kaufen?

Geb. Nein! was sollte ich mit dem unsinnigen Zeuge machen!

Hier. Nicht? Desto schlimmer für den Buchhändler, daß Sie so klug sind! Er mag sich dumme Käufer schaffen, oder er ist verloren.

Geb. Der Buchhandel ist also, wie ich merke, ein so leichtes Geschäft, als es einträglich ist. Dumme Bücher verlegen und sich viel dumme Käufer dazu suchen, erfordert ja wahrlich keine große Kunst; denn die dummen Menschen sind unzählig.

Hier. Und doch ist's schwerer, als Sie es Sich vorstellen. Vergessen Sie nicht, daß Millionen dumme und kluge Menschen gar

keine Bücher brauchen. Das können Sie daraus sehen, daß von den meisten Büchern im deutschen Buchhandel etwa 500 und höchstens bis ein Paar Tausend Exemplare gedruckt, und selten sämtlich verkauft werden, und doch reden an dreyßig Millionen Menschen die deutsche Sprache. Und dann muß der Käufer das Buch suchen, nicht das Buch den Käufer. Die dummen Menschen, welche zum Glücke der Buchhändler noch dumme Bücher kaufen wollen, haben jeder ihre eigene Art der Dummheit für sich, und suchen nur diese. Glauben Sie mir, der Arten der Dummheit sind in Deutschland sehr viele; da sogar die gelehrte Klugheit vieler Schriftsteller dumm genug ist! Es gehört also bey dem Buchhändler viel Erfahrung dazu, die rechte Art dummer Bücher zu verlegen und anzuschaffen. Denn fällt er auf die unrechten dummen Bücher, so bleiben auch diese liegen, und er kommt sodann auch mit der Dummheit nicht vorwärts.

Seb. Das gönne ich ihm herzlich! Denn ich behaupte: ein Buchhändler ist nur dazu da, um der Gelehrsamkeit aufzuhelfen, daher

sollte er keine andere als gute Bücher drucken und verkaufen.

Hier. Das heißt von dem Buchhändler zu viel gefordert, der sich selten nach dem Geschmacke der Gelehrten, ja selbst nicht nach seinem eigenen richten kann, sondern nach dem Geschmacke des großen Haufens richten muß; und dieser macht es ihm nur allzuleicht die meisten guten Schriftsteller beynahe ganz zu entbehren.

Seb. Dies thun die Buchhändler freylich, aber sie sollten es nicht thun, sondern sollten billig dem Geschmacke der größten Gelehrten folgen; und ich habe mich schon oft über Sie Selbst gewundert, da Sie wissen was große Gelehrte von Büchern urtheilen, und doch schlechte Bücher drucken und verkaufen.

Hier. Mein Freund! der Geschmack großer Gelehrten ist der Geschmack sehr weniger Leute; der Buchhändler aber braucht sehr viele Käufer, wenn er sein Geschäft treiben will. Wenn nun sogar dumme Bücher oft nicht Käufer finden, wie viel mehr wird es den gelehrten und klugen Büchern so gehen, da der gelehrten und klugen Leute offenbar die wenigsten sind? Daher kommt es, daß so oft

Autor und Verleger, bey dem besten beiderseitigen Willen, sich nicht vereinigen können. Jener will den innern Werth seines Buchs verkaufen, dieser bloß eine Wahrscheinlichkeit des Absatzes kaufen. Jener schätzt seinen und seines Buches Werth nach dem Beyfalle einiger wenigen Edlen, das heißt derjenigen Freunde die er für die wenigen Edlen hält. Dieser überlegt, ob es möglich oder wahrscheinlich sey daß viele nach dem Buche lüstern seyn möchten, ohne in Anschlag zu bringen, ob sie gelehrt oder ungelehrt, weise oder einfältig, nach Unterricht oder nach Zeitvertreib begierig sind. Sehen Sie den Tyroler der dort geschliffene optische Gläser zum Verkaufe herumträgt? Er hat kein Flintglas und keine Dollondsche Fernröhre. Fragen Sie ihn, warum er nicht vorzüglich sich erkundigt, was für Gläser die größten Astronomen verlangen? Er wird antworten: Ich verkaufe meine Gläser, unbekümmert ob man sie in Teleskope setzt, um unbekannte Sterne zu observiren, oder in Perspektive, um einen entfernten Feind zu entdecken oder den Freund der uns besuchen will früher zu erblicken, oder in Mikroskope, um im Sa-

menthierchen zu unterscheiden, ob der erste Keim des Menschen ein Fisch oder eine Faser ist, oder in Brenngläser, um Flotten oder Tabackspfeifen anzuzünden, oder in Brillen um feine Schrift zu lesen. Soviel ist gewiß, irgend wozu muß die Waare brauchbar seyn, sonst führe ich sie nicht. Doch hat mich die Erfahrung so viel gelehret, daß Brillen stärker abgehen als Teleskope *), zumal in mek-

*) Daß diese Erfahrung des Tyrolers auch schon im vorigen Jahrhunderte richtig befunden worden, zeigt die weise Frau Verlegerinn eines höchst wichtigen türkisch geschriebenen Geschlechtregisters, mit dessen Übersetzung und Kommentirung Wilhelm Schickard Professor zu Tübingen im Jahre 1628 die orientalische Geschichte aufklären wollte. Schickard glaubte gewiß, sein Buch würde viel Käufer haben, weil es nicht zu den gemeinen alle Tage vorkommenden Büchern gehörte, sondern er darin den Gelehrten von einer neuen und fremden Materie viel Neues und Fremdes berichten konnte. Aber aus dieser Ursache befürchtete die Frau Verlegerinn das Gegentheil. Sie versicherte, aus der Erfahrung zu wissen, daß die Bauerkalender viel häufiger verkauft wür-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0173
DFG

nem Lande, wo viele Leute ein blödes Gesicht haben, und sich nur die Exjesuiten auf die Astronomie legen.

Seb. Und dennoch ist's unrichtig, daß die Buchhandlung durch dumme Bücher in Flor kommt; denn Sie können doch nicht läugnen, daß seitdem die Lektur in Deutschland mehr Mode geworden, die Buchhandlung mehr florire.

Hier. Das läugne ich geradezu. Zur Zeit der schönen dicken Postillen, der zentnerschweren Konsultationen, der Arzneybücher in Folio, der Opera omnia, der klassischen Autoren und Kirchenväter in vielen Folianten, der theologischen Bedenken und Leichenpredigten in vielen Bänden, der Labyrinthe der Zeit, der Schaubühnen der Welt, war die Buchhandlung im Flore. Was giebt man uns jetzt anstatt dieser wichtigen Werke? Eine Menge kleiner Büchelchen, die aus

---

den, als die astronomischen Ephemeriden aus denen sie gemacht sind. S. Lessings Beyträge zur Geschichte und Litteratur. Erster Beytrag S. 91.

Hand in Hand gehen, wenig gelesen und wenig gekauft werden, wodurch denn endlich den Lesern die alten Kernbücher anstinken. Sehen Sie, das ist der Vortheil den wir Buchhändler vom Lesen der Bücher haben.

Seb. Nun! das ist doch zu arg! Wenn man die Bücher nicht lesen soll, was soll man denn damit thun?

Hier. Sie zerreißen, oder Wände damit tapeziren.

Seb. Gott behüte, was sagen Sie da!

Hier. Was alle Tage geschiehet. Meine besten Kunden sind Schulknaben, Handwerksbursche, Bauern, gute Mütterchen, die beten und singen und die Knäblein und Mägdlein oft mit sich in die Wochenpredigten nehmen, die dann aus langer Weile fleißig die Gebetbücher und Gesangbücher zerreißen. Die Gewürzkrämer machen auch eine wichtige Konsumtion von Büchern; und in diesem Kriege sind viele Streitschriften wider die Ketzer, die mit zur Last lagen, in Patronen verschossen worden.

Seb. Aber es werden doch nicht alle Bücher zerrissen und in Patronen verschossen?

Hier. Freylich nicht! Viele werden zu

Pappe eingestampft, oder sonst bogenweise verbraucht. Nicht zu rechnen, daß viele Tausende in den Buchläden halbe Jahrhunderte lang liegen.

Geb. Die Bücher müssen doch gelesen werden! Dazu sind sie gedruckt.

Hier. O ja! Viele werden gelesen, ehe sie eingestampft werden; doch meist kaum von zehn Lesern. Schon fünf Monate nach einer Messe sind die meisten in derselben erschienenen Bücher vergessen; es müßte denn seyn, daß sie erst nach sechs Monaten recensirt würden. Vorzeiten war es anders, da dachte man lange an alte Bücher, selbst an die schlechten. Damals wurden sie nach vielen Jahren noch in die Hände genommen, weil ihrer sehr viel weniger waren, und die damalige Art zu studiren mehr Bücher erforderte. Jetzt wollen unsere klugen Leute selbst denken, dazu braucht man wenig Bücher, und doch drucken wir mehr als sonst. Und vollends bey unsern jungen Leuten, sie mögen nun junge Philosophen oder junge Poeten seyn, wird der Verstand und der Genius so früh reif, daß sie gar keine Bücher zu lesen würdigen, als ihre eigenen. Wände mit

Büchern tapeziren, oder um gelehrter zu reden, große Bibliotheken errichten, war zu der Zeit Mode als die vorhergenannten großen Werke noch verkauft und wahrlich auch gelesen wurden. Jetzt hat die leidige Sucht, Gedichte und kleine Modebücher zu lesen, die großen Bibliotheken und die schwerfällige Art zu studiren wozu große Bibliotheken nöthig waren, ganz aus der Mode gebracht, und seitdem ist eine sehr ergiebige Quelle des Reichthums der Buchhändler verstopft. Wenn auch irgend eine tüchtige Feuersbrunst einem Buchhändler aufhelfen könnte, so wird selten eine verbrannte Bibliothek wieder angeschafft.

Geb. So ist dies das Schicksal der Bücher, der Früchte des Fleißes so vieler verdienstvollen würdigen Gelehrten? Zerrissen, zu Düten verbraucht, oder verbrannt oder eingestampft oder vergessen zu werden? Darüber möchte man Blut weinen.

Hier. Geben Sie Sich zufrieden. Wir reden von zwey ganz verschiedenen Dingen. Erinnern Sie Sich nur aus Ihrem Gespräche mit dem Herrn Magister, auf welche Art die marktgängige Bücherwaare verfertigt wird, so werden Sie finden, daß das meiste davon

eigentlich noch ein schlechteres Schicksal verdiente.

Geb. Wenn auch alles wahr wäre was Sie da sagen, so wünschte ich doch, daß es nicht wahr wäre.

Hier. Ich auch nicht.

Geb. Und doch sagen Sie Selbst, daß es Ihr Vortheil erfordere, daß die Welt dumm bleibe.

Hier. Wenn ich als Kaufmann rede, so muß ich freylich wissen, was eigentlich mein Vortheil ist; aber ich liebe meinen Vortheil nicht so sehr, daß ich ihn mit dem Schaden der ganzen Welt erkaufen wollte. Ich liebe die Aufklärung des menschlichen Geschlechts, sie fängt auch an, sich bey uns zu zeigen; allein sie gehet noch mit sehr langsamen Schritten fort. Ich habe den Wirkungen derselben oft mit Vergnügen bis in die Winkel nachgespürt, wohin keine gelehrte Nachricht reicht. Ich merke seit einiger Zeit, daß in meiner Vaterstadt verschiedene schlechte sonst oft verkaufte Bücher liegen bleiben, und freue mich darüber.

Geb. Ich frage Sie aufs Gewissen, mein lieber Freund, ist nicht ein wenig Selbst-

lob bey dieser Großmuth, deren Sie Sich rühmen?

Hier. Mit nichten! denn es ist gar keine Großmuth. Ich habe Korrespondenz nach dummern Städten und Provinzen, wo diese schlechte Bücher begierig gekauft werden.

Seb. Wenn nun diese auch einmal klug werden?

Hier. Sehr wohl. Alsdenn bin ich ganz gefaßt, den Buchhandel niederzulegen, und bloß beym Kornhandel zu bleiben. Seitdem die physiokratischen Principien aus Frankreich bey uns Mode werden wollen, und alles ruft: fahrt nur viel Korn weg, so werdet Ihr viel haben, ist in meinem Vaterlande und in den benachbarten Gegenden so oft Kornmangel, daß es sich der Mühe belohnt ein Kornhändler zu seyn. Auf allen Fall werden in meinem Vaterlande noch keine Zeuge zu Schlafröcken, noch keine Mützen, Hüte und Strümpfe gemacht; ich kann also noch Manufakturen anlegen. Aber wehe den Buchhändlern in dummen Ländern, wo schon viel Manufakturen sind und wo die Handlung überhäuft ist! Wenn ein solches Land

einmal erleuchtet wird, so ist für sie kein Mittel zur Nahrung weiter übrig.

Geb. Aber ich habe doch gehört, daß in England und in Frankreich sich die Buchhändler bey guten Büchern sehr wohl stehen sollen.

Hier. Das kommt daher, weil in Frankreich und in England die Klasse der Schriftsteller der Klasse der Leser entspricht; weil jene schreiben was diese zu lesen nöthig haben und lesen können.

Geb. Ist es denn in Deutschland nicht eben so?

Hier. Keinesweges. Der Stand der Schriftsteller beziehet sich in Deutschland beynahe bloß auf sich selber, oder auf den gelehrten Stand. Sehr selten ist bey uns ein Gelehrter ein Homme de Lettres. Ein Gelehrter ist bey uns ein Theologe, ein Jurist, ein Mediciner, ein Philosoph, ein Professor, ein Magister, ein Direktor, ein Rektor, ein Konrektor, ein Subrektor, ein Baccalaureus, ein Collega infimus, höchstens ein schiefer Beleſprit oder ein schwerfälliger Spekulant, welcher glaubt die Kräfte des menschlichen Geistes ergründet zu haben wenn er seine Ge-

dichte oder sein gangbares System im Kopfe hat, und die Welt zu kennen glaubt, wenn er sein Studierstübchen, oder höchstens die Universität kennt, wo er sich mit seinem bischen theoretischen Wissen blähen kann, oder den Zirkel seiner funfzehn Anbeter wo er seine Launen auskramen darf, wo er für einen großen Mann gehalten wird, und sich daher allein darin gefällt. Dieses gelehrte Völkchen von Lehrern und Lernenden, das etwa 20000 Menschen stark ist, verachtet die übrigen 20 Millionen Menschen, die außer ihnen deutsch reden, so herzlich, daß es sich nicht die Mühe nimmt für sie zu schreiben, und wenn es zuweilen geschieht, so riecht das Werk gemeiniglich dermaßen nach der Lampe *), daß es niemand anrühren will. Weder in England noch in Frankreich können so sehr platte gelehrte Originale wie hier in Deutschland,

---

*) Der Verfasser, als ein Deutscher, der sich dessen was deutsch ist in nichts schämet, bekennt gern, daß auch dieses Werk von diesem Geruche nicht wenig an sich hat. Er warnet alle Weltleute, nicht zu wagen es zu lesen.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0181
DFG

sich zeigen, ohne allgemein ausgelacht zu werden. Unsere gelehrte Originale werden zwar in den gelehrten Zeitungen, d. h. in der einzigen Welt wo sie leben, hoch gepriesen, aber die übrige Welt würdigt sie nicht einmal der Ehre sie auszulachen. Die zwanzig Millionen Ungelehrten vergelten den 20000 Gelehrten Verachtung mit Vergessenheit; sie wissen kaum daß sie in der Welt sind. Weil nun fast kein Gelehrter für Ungelehrte schreiben kann, und dennoch die ungelehrte Welt so gut ihr Bedürfniß zu lesen hat als die gelehrte, so bleibt das Amt für Ungelehrte zu schreiben, die nicht französisch lesen können, endlich den Verfassern der Insel Felsenburg, und der moralischen Wochenblätter, deren Fähigkeiten den Fähigkeiten der Leser, die sie sich gewählt haben, in der That viel genauer entsprechen, als die Fähigkeiten der größten Gelehrten ihren Lesern, die daher weit mehr gelesen werden, als die größten Genien, die sich in ihrer Excentricität — von ihnen Größe genannt — so sehr wiegen, daher aber auch ihre Leser nicht um einen Daumbreit höher hinaufheben, sondern vielmehr sehr oft nicht wenig beytragen

tragen daß das Licht der wahren Gelehrten sich nicht auf die Ungelehrten ausbreitet. Daher sind einige Städte bey uns so helle, und ganze Länder liegen in der größten Finsterniß.

Geb. Aber die Wissenschaften können nicht allemal so faßlich vorgetragen werden, daß sie der große Haufen begreife. Dadurch würden sie nicht allein nicht erweitert werden, sondern endlich nur in ein seichtes Geschwätz ausarten, das man bey halbem Hinhören schon versteht; aber ihre wichtigsten Wahrheiten würden sie entbehren müssen, weil diese nicht durch flüchtige Lektur, sondern bloß durch ein gründliches Studium gefaßt werden können. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß die Franzosen auf diese Art verschiedenen Wissenschaften geschadet haben, weil sie populär vortragen wollten was sich nicht populär vortragen läßt. Man würde auch dem Gelehrten alle Begierde nach neuen Entdeckungen nehmen, wenn er nie für den Gelehrten, sondern nur für den Unwissenden schreiben sollte. Es müssen also gelehrte Bücher, bloß für Gelehrte, geschrieben werden.

Hier. Ganz recht! Nur wenn die Nation durch die Schriften der Gelehrten soll erleuchtet werden, so muß sich die Anzahl der bloß für Gelehrte geschriebenen Bücher zu den für das ganze menschliche Geschlecht geschriebenen verhalten, wie die Anzahl der Gelehrten zu dem übrigen menschlichen Geschlechte: ungefähr wie achttausend zu dreißig Millionen. Ich befürchte nur, es wird in Deutschland gerade umgekehrt seyn.

Seb. Wenn nun aber in Deutschland die Anzahl der Gelehrten größer ist, die sich fähig finden durch neue Erfindungen die Gränzen der Wissenschaften zu erweitern, als derjenigen die sich fähig finden, die schon erfundenen Wahrheiten für das Publikum faßlich zu machen?

Hier. Ich zweifle, daß deshalb die deutschen Gelehrten bloß für Gelehrte schreiben, weil sie viel neue Entdeckungen zu machen hätten. Es sind in Deutschland, nach einer gewiß nicht zu starken Berechnung, seit hundert Jahren 800 bis 900 Logiken geschrieben worden *): vielleicht in dreyen oder vieren

*) Bloß von 1782 bis 1798 sind in Deutschland vielleicht 500 Bände und Bändchen über die

mag diese Wissenschaft durch einige kleine neue Entdeckungen bereichert seyn; die übrigen schreiben sich aus, und aufs höchste haben sie einige Definitionen verändert, oder einige Lehrsätze anders eingekleidet. Das sind dann die neuen Erfindungen worauf sie stolz thun. Sind solche Entdeckungen wohl der Mühe werth? und wäre es, wenn so wenig Neues zu entdecken war, nicht besser gewesen das schon Entdeckte lieber gemeinnützig zu machen?

Es kommt mir vor, als ob in Deutschland in den beiden vorigen Jahrhunderten Materialien zu dem großen Gebäude der Wissenschaften gesammlet wurden, die aber in ziemlicher Unordnung untereinander herumlagen, Quadersteine, Backsteine, Dachziegel, Balken, Bretter, Eisenwerk u. s. w. Im vorigen Jahrhunderte war die Beschäftigung der Gelehrten, die Materialien abzu-

kritische Philosophie geschrieben worden, worüber größtentheils schon im Jahre 1799 der Schleyer der Vergessenheit ruht.

sondern, und jede Art in zierliche Schichten übereinander zu setzen. In diesem Jahrhunderte hätten Baumeister kommen sollen, die aus denselben, dem menschlichen Geschlechte zum Besten, Gebäude aufgeführt hätten. Aber jeder deutsche Gelehrte fährt fort, sein Schichtchen Bruchsteine vor sich her dicht aufeinander zu legen, und nennt es ein Lehrgebäude. Ist jemand so glücklich auf einem Spaziergange ein paar einzelne Steine zu finden, und sie in guter Ordnung zu seinem Häufchen hinzuzufügen, so heißt er ein Erfinder. Der welcher große Quadersteine in Graben neben einander wälzt, daß sie einem Gebäude zum Fundamente dienen könnten, heißt ein tiefsinniger gründlicher Mann. So thun unsere sämmtliche Gelehrten nichts, als Materialien in Ordnung bringen oder einen Grund legen. Fängt aber jemand an, aus diesem verschiedenen großen Haufen, der Jahrhunderte lang dicht über einander gepackt stand, auf den schon gelegten Grund ein Gebäude zu bauen; so verspottet man ihn als einen seichten Kopf, der Materialien und Grund von andern nimmt, und dessen Ordnung voller Lücken ist, und muthet ihm wohl

gar zu, das Gebäude abzureißen um einen neuen ganz dichten Grund zu legen, worauf ein so zusammenhangendes Gebäude zu bauen sey, daß darin gar keine Lücken wären. Man bedenkt nicht, daß weise Baumeister in jedem Gebäude Lücken lassen müssen, damit Licht hineinfalle, und Menschen hineingehen können, wogegen in einen dichten Haufen weder Licht noch Wärme dringen und keine menschliche Kreatur zur Wohnung einkehren kann. Unsere deutschen Gelehrten sind sehr bemüht, jede Wissenschaft für sich in ein dichtes oder dunkles Lehrgebäude zu ordnen; aber fast keiner denkt daran, eine jede Wissenschaft auf die übrigen, und sie alle zum Besten der menschlichen Gesellschaft anzuwenden.

Geb. Aber ich wiederhole noch einmal, die Wissenschaften würden seicht werden, wenn man nicht fortführe ihre Theorieen zu untersuchen. Wohin soll es endlich mit ihnen kommen, wenn man bloß das, was davon dem gemeinen Haufen faßlich ist, bearbeiten will?

Hier. Und wohin soll es endlich mit der Beförderung der Entwickelung aller Kräfte des Geistes, mit der Erleuchtung des ganzen menschlichen Geschlechts kommen, die der vor-

züglichste Zweck der Wissenschaften ist, wenn die Gelehrten bloß für sich, und jede Art von Gelehrten besonders für sich, in in ihrem kleinen Zirkel bleiben, und den großen Zirkel der übrigen ganzen Nation ihrer Achtsamkeit unwürdig halten wollen? Es müssen zwar immer einige Gelehrte von Profession vorhanden seyn, deren jeder über seine Wissenschaft einzeln nachdenkt, und seine Bemerkungen den Gelehrten mittheilet; dies kann aber nicht ausschließend alles ausmachen, was an unsrer Litteratur schätzbar ist. Haben denn die Gelehrten gar keine Pflichten gegen das übrige menschliche Geschlecht? Der Bauer besäet das Feld, der Weber bereitet Zeuge, der Maurer bauet Häuser, der Kaufmann bringet die zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit gereichenden Dinge zusammen. Sie tragen jeder durch ihren Fleiß das Ihrige zum gemeinen Besten bey, und auch die Gelehrten werden durch sie genähret, bekleidet, vor den Ungemächlichkeiten des Wetters bewahrt, und mit Bequemlichkeiten versehen. Sollten die Gelehrten nun ein Recht haben, ihre Einsichten beständig nur unter sich zu behalten, und

sie nie dem geschäftigen Theile der Nation, für die Wohlthaten die sie täglich von ihm empfangen, mitzutheilen? Dies kann nicht allein dadurch geschehen, wenn sie gewisse gemeinnützige Wahrheiten faßlich vortragen; welche Beschäftigung die meisten deutschen Gelehrten deshalb verachten, weil sie glauben daß nur mäßige Geschicklichkeit dazu gehöre *). Es giebt noch eine höhere Art der Gemeinnützigkeit, wozu Genie, Gelehrsamkeit, Anstrengung aller Geisteskräfte erfordert wird, und die man dadurch erreicht, wenn man, wie ich schon gesagt habe, nicht allein jede Wissenschaft für sich selbst, sondern

---

*) Daß hierin, seitdem dieses zuerst geschrieben ward, in Deutschland viel verbessert worden, ist sehr zu rühmen. Aber doch ist zu beklagen, daß im Ganzen unsere Schriftsteller noch immer am liebsten auf einseitige Spekulation-Imaginationen ausgehen, und die Leser nicht kennen für die sie schreiben. Es ist daher auch unsere deutsche Litteratur den Bedürfnissen deutscher Leser bey weitem nicht angemessen genug, hat daher immer noch auf die dreyßig Millionen Menschen, welche deutsch reden, viel weniger Einfluß, als sie haben sollte.

auch in Absicht auf alle andere, und alle in Absicht auf die menschliche Gesellschaft betrachtet und anwendet. Hierin fehlen die meisten deutschen Schriftsteller, die ihre Wissenschaft zwar aus dem Grunde verstehen, aber sie bloß allein für sich, und nie in dem Zusammenhange der übrigen Wissenschaften, und nie in Absicht auf den Nutzen des menschlichen Geschlechts, betrachten. Ein Kriminalist ist ein grundgelehrter Mann, wenn er alle Ausgaben der peinlichen Halsgerichtsordnung mit ihren Kommentarien durchgelesen und verglichen hat, und genau zu bestimmen weiß, in welchem Falle, und im wievielsten Grade man zur Tortur schreiten soll. Er hält den für einen schwachen Kopf, der noch erst untersuchen will, ob ein Erforschungsmittel der Wahrheit, daß im heil. Römischen Reiche schon vor mehr als zweyhundert Jahren durch Gesetze vorgeschrieben worden, unzulänglich ja gar unmenschlich seyn könne. Ein Lehrer des deutschen Kirchenrechts wird mit größester Belesenheit beweisen, daß im heil. Römischen Reiche nur zwey Religionen existiren dürfen, und wie reichsgesetzwidrig es sey, wenn derjenige der keiner dieser beiden Re-

Religionen beyfällt, nicht sogleich des deutschen Vaterlandes verwiesen werde. Laß den friedfertigen Gottesgelehrten, laß den menschenfreundlichen Philosophen, laß den einsichtvollen Politiker dawider auftreten, und versichern, wahre Religion, Wohl des Menschen, und Wohl des Staats erfordere, daß man niemand dogmatischer Lehren wegen verdamme, und keinen Ketzer, sobald er ein guter Bürger ist, aus dem Lande jage; er wird sie bloß bedauern, daß sie in der Kenntniß des deutschen Kirchenrechts so unwissend sind. Und wollten sie sich auf die gesunde Vernunft berufen, so wird er vollends voll Verachtung antworten, das deutsche Kirchenrecht so wenig als das deutsche Staatsrecht müsse nach der Vernunft beurtheilt werden; sondern es gelte das Herkommen. Eben so sammelt der Geschichtschreiber eine Menge geschehener Dinge ohne Wahl und Absicht, ohne sie durch Philosophie, Politik oder Kenntniß des Menschen zu erläutern; und der Philologe giebt klassische Autoren heraus, weil er Lesearten sammeln und Varianten berichtigen will, ohne ein einzigmal seine Leser auf den Geist der alten Schriftsteller, auf den Zweck warum sie

geschrieben haben, zu führen. Wenn ich nicht gewohnt wäre, weder im Guten noch im Bösen von Gottesgelehrten zu reden, so würde ich die anführen, die mit ihren Nebengottesgelehrten beständig Dogmatik, Exegese und Polemik wechseln, ohne jemals zu überlegen, welchen Einfluß Dogmatik, Exegese und Polemik auf die Verbesserung des menschlichen Geistes haben könne, und wie sie sich gegen Geschichte, Philosophie und Politik verhalten? Wenn jemals die deutschen Schriftsteller anfangen, die Wissenschaften aus solchen und ähnlichen Augenpunkten zu betrachten, so werden sie sie mit glücklicherm Erfolge unserm Geiste interessant machen, als durch trockne Kompendien, leere Spekulationen und absichtlose Kompilationen; sie werden für Gelehrte schreiben, und doch den Lesern aus allen Ständen interessant werden. Selbst durch dieses Interesse, werden sie alle Arten von Lesern zum Studiren wissenschaftlicher Kenntnisse ermuntern: die Wissenschaften werden sich in mehrere Stände ausbreiten, und gelehrte Schriftsteller werden den mehr erleuchteten Lesern faßlich schreiben können, ohne der seichten Denkungsart des großen Haufens

zu Gefallen eine unrechtverstandene Popularität zu affektiren.

Seb. Ich finde, daß Sie vollkommen Recht haben. Ich kenne keinen höhern Nutzen der Wissenschaften, als die Erleuchtung des menschlichen Geschlechts. Aber hiezu haben gewiß vortreffliche deutsche Schriftsteller auch das ihrige beygetragen; ich darf nur, aus dem Fache das ich kenne, Sie an die würdigen Gottesgelehrten unsers Vaterlandes erinnern, die sich mit glücklichem Erfolge bemühten, Dogmatik, Exegese und Polemik, nach dem Nutzen und dem Schaden den sie dem menschlichen Geschlechte bringen können, zu betrachten.

Hier. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich von keinem Gottesgelehrten urtheilen will. Ich verehre die großen Schriftsteller aller Art, welche Geist genug haben mehrere Wissenschaften zugleich zu überschauen, und die von philosophischen und menschenfreundlichen Absichten belebt, das wahre Verhältniß einer jeden zur allgemeinen Erkenntniß zu bestimmen suchen. Deutschland hat deren einige, sie sind vortrefflich, aber in sehr geringer Anzahl. Die meisten deutschen Schriftsteller, voll

pedantischen Stolzes, pflegen gewöhnlich den Theil der Wissenschaften für den wichtigsten auszugeben, den sie kennen oder lehren, er mag nun klein, unbeträchtlich, ja wohl gar schädlich seyn; und ihnen däucht, um zu meinem vorigen Gleichnisse zurück zu kommen, der kleine Haufen woran sie sammeln und wo sie Stein über Stein aufstapeln und herzählen, sey wichtiger und nützlicher als das größte Gebäude worin Menschen wohnen.

Seb. Mein Freund! Sie sind wirklich ungerecht gegen die deutschen Gelehrten, und nehmen Sie es mir nicht übel, fast muß ich glauben, dies komme von Ihrer ungelehrten Erziehung her. Sie Selbst haben die Tiefen der Gelehrsamkeit nicht erforschet, und wissen also auch nicht, wie ein wahrer Gelehrter eigentlich beschaffen ist. Ein Gelehrter sieht alle Gegenstände der menschlichen Erkenntniß in einem weit hellern Lichte als ein Ungelehrter, und kann daher von ihrem Werthe und Unwerthe besser urtheilen; er wird nie die Wissenschaft in der er arbeitet, höher achten als sie es werth ist, oder deshalb die andern Wissenschaften, wenn sie wichtiger sind, vernachläßigen. Die Wissenschaften, mein lie-

ber Herr Hieronymus, sind durch ein allgemeines Band verbunden, und wer bloß die seinige schätzen wollte und die andern nicht, würde so thöricht handeln, daß sich dies von keinem ächten Gelehrten vermuthen läßt. Lernen Sie die Gelehrten besser kennen, und urtheilen Sie nicht zu geschwind darüber.

Hier. Haben Sie den Meßkatalog von dieser Messe schon gelesen?

Geb. Wie kommen Sie darauf? Nein noch nicht.

Hier. Wir wollen versuchen, daraus die Beschaffenheit der neuen deutschen Bücher zu beurtheilen. Lassen Sie uns einmal zusammenrechnen, wie viel Bücher über jede Art der Wissenschaften herausgekommen sind, und hernach darüber Betrachtungen anstellen.

Geb. Sehr gern. Dies wird Sie am besten widerlegen. Wahre Gelehrte sehen allemal, das lasse ich mir nicht ausreden, auf dasjenige was dem Ganzen vortheilhaft ist, nicht was ihnen insbesondere gefällt.

Sie fingen also an den Meßkatalog durch-

zugehen, und fanden 350 Übersetzungen*) aus verschiedenen Sprachen, 65 neue Stücke von Journalen, 40 Kompendien und Lesebücher, 74 Dissertationen und Programmen, 53 Bände Predigten, 67 theologische Bücher von allerhand Art, aber nur 9 Juristische, weil die Anweisungen zum Reichsprozesse und zum Kriminalprozesse schon oben unter den Kompendien gerechnet worden, 23 medizinische Bücher, 16 Wochenblätter, 5 Geschichtbücher, 37 diplomatische Bände, 27 Romanen, meistens in Erfurth, Dresden und Regenspurg gedruckt, 31 Gedichte, 3 mathematische Bücher, 10 ökonomische Werke, 1 physikalisches und 15 aus der Naturhistorie. Hingegen fanden sie nur zwey ein paar Monate vor der Messe erschienene Bücher, worin die Wissenschaften in ihrer Verbindung und im Verhält-

---

*) Diejenigen, denen etwa die Anzahl der Übersetzungen und Journale verhältnißmäßig allzustark dünken sollte, müssen bedenken, daß es eine Michaelmesse war. Denn wenn auch einige Schriftsteller im Sommer spazieren gehen, so arbeiten doch Übersetzer und Journalisten im Sommer und Winter mit gleicher Thätigkeit fort.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0196
DFG

nisse auf die Menschheit betrachtet wurden; und von diesen hatten schon verschiedene gelehrte Zeitungen, voll Verachtung versichert, daß ihre Verfasser seichte Köpfe wären, ohne gründliche Einsichten in die Wissenschaften, welche bloß durch eine gute Schreibart bey dem gelehrten Pöbel Beyfall erschlichen hätten: denn eine gute Schreibart ist solchen gelehrten Herren nur ein sehr geringes Verdienst.

Hieronymus ging in ein Nebenzimmer um diese Zeitungsstücke zu suchen; weil er aber dabey etwas verweilte, hatte Sebaldus eiligst 13 Titel von neuen Büchern über die Apokalypse, die er sich beym Durchsehen des Katalogs heimlich mit dem Nagel gezeichnet hatte, auf einem Zettel ausgezogen, womit er dem Hieronymus entgegen kam und ihn sehr angelegentlich bat, ihm diese Bücher zu leihen. Der gefällige Hieronymus fing gleich an zu suchen, und kaum hatte er sie herbey geholt, als Sebaldus, des bisherigen Gesprächs ganz uneingedenk, sie unter den Arm nahm und damit nach Hause eilte, um eins nach dem andern durchzulesen.

Den dritten Tag brachte er diese Bücher

seinem Freunde zurück, und nahm sich unterweges vor zwar dafür zu danken, aber ihm doch den Kopf zurecht zu setzen wegen seiner irrigen Meinung, daß die deutschen Gelehrten nur für ihre Lieblingsspekulationen, und sonst für nichts Sinn hätten; allein er fand zu seinem Mißvergnügen daß der gute Hieronymus bereits abgereiset war, und mußte also sowohl seinen Dank als seine Ermahnung bey sich behalten.

Dritter Abschnitt.

Inzwischen konnte Sebaldus die Gespräche mit seinen beiden Freunden gar nicht vergessen. Er sollte zufolge derselben beynahe die ganze Vorstellung ändern die er sich vom Zwecke des gelehrten Lebens und vom Zustande der deutschen Schriftstellerey gemacht hatte; sollte glauben, der größte Theil der Schriftsteller von Profession wäre nicht, gleich ihm selbst, bloß um die Ausbreitung der Wahrheit besorgt. Dies war ihm so unerträglich, daß es ihm beständig im Sinne lag, daher er mit jedem davon redete der ihm vorkam. Besonders gerieth er an einen seiner Nebenkorrektoren,

toren, der es als eine Versorgung ansah bis zu dem Posten eines Übersetzers fortzuschreiten, und auch so glücklich gewesen war, wir wissen nicht, ob von einer Paraphrase übers neue Testament in einigen Foliobänden, oder von einer Antideistischen Bibel in einigen Quartbänden, die einem Übersetzungsunternehmer in Pausch und Bogen waren verdungen worden, durch die vierte Hand, ein halbes Alphabet zum Übersetzen zu erhalten. Durch das Vergnügen seine Handschrift gedruckt zu sehen, fand er sich um einen Zoll größer als ein gemeiner Korrektor, und konnte nicht umhin, diese Größe seinen Nebenkorrektor Sebaldus fühlen zu lassen. Es befremdete ihn nicht wenig, daß dieser von dem Geschäfte eines Übersetzers mit der äußersten Verachtung sprach; daher entstand zwischen ihnen ein ziemlich lebhafter Wortwechsel, welcher endlich heftig ward, da sie, ich weiß nicht wie, auch auf die Apokalypse geriethen, wovon der Korrektor die rechtgläubigen bengelisch-russianischen Begriffe hatte. Er erstaunte schon gar sehr darüber, daß Sebaldus die Apokalypse für eine Wiederholung der Geschichte Frankreichs aus-

gab, anstatt sie für eine Weißagung auf die christliche Kirche zu erklären; aber er gerieth in Wuth da er vernahm, daß Sebaldus aus der Einrichtung des himmlischen Jerusalems die Endlichkeit der Höllenstrafen behaupten wollte. Voll Abscheu über solche Ketzerey lief er sogleich zu verschiedenen Buchdruckern, die ihm und Sebaldus die meisten Bogen zu korrigiren gaben. Er klagte ihnen, — nicht etwa Sebaldus unrichtige Erklärungen der Apokalypse, welches vielleicht nicht viel Eindruck gemacht haben würde, — sondern daß Sebaldus gegen jederman die Übersetzungsmanufakturen als einen der Gelehrsamkeit nachtheiligen Mißbrauch verdammte, und daß er bey dieser Gelegenheit von den Buchdruckern und Verlegern, die mit Übersetzungen ein nützliches Gewerbe treiben, nicht mit der gebührenden Ehrfurcht gesprochen habe. Als nun Sebaldus wieder bey seinen gebietenden Herren erschien, fand er die Mienen kalt, die Stirnen gerunzelt; und darauf folgten dann Klagen über die schlechten Zeiten, weshalb jetzt weniger gedruckt würde, daher man ihm weniger Korrekturen geben könne. In Kurzem bekam er in der That gar keine mehr; und

weil sein rachsüchtiger Kollege ihn als einen Menschen, der die Endlichkeit der Höllenstrafen glaubte, an solchen Örtern abgemalt hatte, wo dieser Vorwurf mehr Eindruck machte als bey Buchdruckern; so empfand er bald daß jedermann sich vor ihm scheute. Er ward endlich genöthigt, die Dachstube, wo er so vergnügt gewesen war, mit einem Keller in der Vorstadt zu vertauschen, worin ihn ein armer Mann aufnahm, den er zur Zeit seines Wohlstandes, als Markthelfer bey einem Buchhändler angebracht hatte. Dieser Mann, und sein gewesener Nachbar, der Magister, waren nun seine einzigen Freunde, deren Gutthaten gerade hinreichten ihm das Leben zu erhalten.

Eines Tages, den er ungegessen zugebracht hatte, war er gegen Abend zu seinem Freunde dem Magister gegangen, der sehr gern sein dürftiges Einkommen mit ihm theilte und seinem Geiste durch freundschaftliche und lehrreiche Gespräche die Thätigkeit wiedergab, die das Elend zu vernichten pflegt. Er kam, zwar als es schon dunkel ward, doch beyzeiten nach seinem Keller zurück, weil der Thorgroschen ein Kapital war, das er zu sparen nöthig hatte. Er war schon in den finstern

Gang getreten, der zu seiner Schlafstäte führte, als er in einiger Entfernung sich etwas regen sah, und bey näherer Untersuchung einen Menschen in einem Winkel sitzend fand.

Sebaldus hielt ihn für einen Dieb, und ob er sich gleich etwas entsetzte, so sagte er doch ganz kalt:

»Freund, wenn du etwas zu stehlen suchst, so bist du hier an den unrechten Ort gekommen.«

»Ach, mein lieber Herr,« antwortete eine unbekannte Stimme, »ich bin kein Räuber, verrathen Sie einen Unglücklichen nicht.«

»Mein Freund!« sagte Sebaldus, »ein Mensch, der selbst elend ist, ist nicht grausam,« — und hiemit ging er in die schon geöffnete Kellerstube, schlug Licht an, (denn sein Wirth, der Markthelfer, war noch nicht zu Hause), und erblickte einen jungen Menschen, wohlgestaltet, aber todtenblaß. Sebaldus bot ihm die Hand, führte ihn hinein, hieß ihn gutes Muthes seyn, und fragte wie er hieher käme?

»Ich habe,« sagte der Jüngling,« studirt; »aber bey einer unglücklichen Schwärmerey »auf einem Dorfe, welche die Jugend Lust-

»barkeit nennt, in einer Stunde wo ich mei»ner Sinne nicht mächtig war, habe ich mich »zum Soldaten anwerben lassen. Die Reue »folgte auf diesen Schritt nur allzubald. Ich »wußte, daß mein Vater Vermögen hat, mei»ne Loskaufung zu bezahlen. Er ist General»superintendent in *** —«

»Wie? In ***? Und er heißt? —«

»Stauzius.«

»Ich kenne Ihren Vater,« sagte Sebal»dus sehr gelassen, »und Sie sollen hier einen »sichern Aufenthalt haben, bis Sie an Ihren »Vater schreiben können.«

»Das ist schon geschehen. Er antwortete »mir, daß er morgen Vormittag mit der »Landkutsche hier eintreffen werde. Ich sollte »aber schon morgen früh mit einem Rekru»tentransporte abgehen. Ich war außer mir »vor Furcht, daß alsdann meines Vaters »Hülfe zu spät kommen möchte, und da die »Schildwache auf einen Augenblick nicht auf»merksam genug war, entsprang ich im Dun»keln und dachte in diesem Winkel unentdeckt »zu bleiben. Was ich morgen thun soll, weiß »ich nicht; denn mein Vater ist ein strenger »und harter Mann, und ich fürchte mich

»beynahe so sehr ihm unter die Augen zu »treten, als meinen Werbern. —«

»Fürchten Sie Sich nicht, er wird väterliche »Gesinnungen haben. Ich bin auch Vater; wenn »ihn auch fremdes Unglück nicht rührt, wird »das Unglück eines Sohnes ihn rühren. Ich »will Ihren Vater aufsuchen, wenn ich nur »einigermaßen weiß wo ich ihn treffe.«

»Er ist leicht zu finden, er wird im »blauen Hechte abtreten, wo Sie nur »nach dem Passagier fragen dürfen, der mit »der Jenaischen Landkutsche angekommen ist.«

Unter diesem Gespräche kam der Hauswirth, der ehrliche Markthelfer, nach Hause. Ob er sich gleich vor den Soldaten sehr fürchtete, so ließ er sich doch durch natürliches Mitleid und durch Sebaldus Zureden bewegen den Fremden aufzunehmen, und stand ihm einen Antheil an dem gemeinschaftlichen Strohlager zu.

Des andern Morgens ging Sebaldus beyzeiten nach dem blauen Hechte, und ward sogleich in das Zimmer des Fremden geführet, den er suchte. Die Kleidung des Sebaldus und die Hagerkeit seines Gesichts zeigte, daß er ein Sohn des Elendes war; und

Stanzius, den das Bewußtseyn eigener Wichtigkeit niemals verließ, konnte sich nichts anders vorstellen, als Sebaldus, vom Elende niedergedrückt, wolle eine reinere Orthodoxie angeloben und sich zu anderweiter Beförderung empfehlen. Weil er aber noch nicht geneigt war, einem alten Gegner seiner Meinungen so geschwind zu vergeben, daß dessen Grundsätze vernünftiger gewesen als die seinigen, so fuhr er ihn beym ersten Anblicke an:

»Ist es nicht entsetzlich, daß einen die »Bettler überlaufen, wenn man kaum aus »dem Wagen gestiegen ist! Was will Er, »Freund? Denke Er nur nicht, daß ich Ihm »glauben werde, wenn Er mir etwas vom »Widerrufe seiner grundstürzenden Irrthümer »vorschwatzen will; das sind lauter leere »Worte. Er ist viel zu lange in Finsterniß »gewandelt, als daß man von Ihm eine auf»richtige Besserung hoffen könnte. Wir wol»len bey uns keine Wölfe in Schafskleidern »haben; ich möchte einem Menschen, der ein»mal so verdammliche Grundsätze gehabt hat, »nicht einmal einen Küsterdienst anvertrauen. »Was will Er also von mir? Ich kann Ihm »nicht helfen.«

Sebaldus antwortete sehr gelassen: »Ich »komme nicht meinetwegen; ich kenne Sie »und mich zu genau, als daß ich von Ihnen »Hülfe erwarten sollte.«

»Und doch,« sagte Stanzius, (der den Sebaldus von oben bis unten ansah, und in diesem Augenblicke auf seine Leibesgestalt ein Projekt baute,) »und doch könnte ich »Ihm vielleicht einige Hülfe angedeihen las»sen! Er ist in elenden Umständen, das sehe »ich, im geistlichen Stande ist nichts für Ihn »zu thun, was will Er also anfangen? Höre »Er an, werde Er Soldat; zwar ist Er nicht »mehr jung, aber Er ist beynahe sechs Fuß »lang, und man wird's daher nicht so genau »mit dem Alter nehmen. Kann Er ja die »Strapazen nicht ausstehen, so wird Er ins »Lazareth gebracht, und da ist Er versorgt. »Lasse Er sich also anwerben, es finden sich »gewiß Leute, die ihm ein gutes Handgeld »geben werden.«

Sebaldus sagte lächelnd: »Es war eine »Zeit, wo es mir sehr übel genommen ward, »daß ich Leuten gerathen hatte in den Krieg »zu gehen.«

»Ja, das war etwas anders, an

»heiliger Stätte schickte sich dies nicht. Aber »jetzt —«

»Soll ich an Ihres Sohnes Stelle viel»leicht Soldat werden? —«

»An meines Sohnes Stelle? Was weiß »Er von meinem Sohne?«

»Ich weiß daß Ihr Sohn sich hat anwer»ben lassen, daß er gestern Abend aus der »Wache entsprungen ist, daß ich ihn bey mir »aufgenommen habe, und daß ich bloß zu »Ihnen gekommen bin, um Ihnen zu melden, »daß er bey mir in sicherer Verwahrung blei»ben soll, bis Sie sein Schicksal werden kön»nen zu verbessern suchen. Ich verlange von »Ihnen keinen Dank dafür, weil ich gegen »einen Menschen Mitleiden empfand, und es »ihm bloß deshalb nicht versagen wollte weil »er Ihr Sohn war. Wollen Sie noch, daß »ich mich für ihn soll anwerben lassen? »Wenn dies das einzige Mittel wäre, Sie »und Ihren Sohn glücklich zu machen; »so wäre es in dem Elende worin ich »schmachte, nur ein geringes Opfer. —«

Stanzius war ganz erstaunt und versetzte stammelnd, »daß Sebaldus — wirklich sehr »gütig wäre;« und nun folgte eine Unterre-

dung, deren Schluß war, daß der junge Stauzius so lange bey Sebaldus bleiben sollte, bis der Vater seine Loslassung bewirkt hätte.

Nun ging Sebaldus nach Hause, den Jüngling zu trösten. Aber er hatte kaum Zeit das Vorgegangene zu erzählen, als ein Kommando Soldaten in die Stube stürzte und beide auf die Hauptwache schleppte, wo sie den ehrlichen Markthelfer schon fanden.

Stauzius erfuhr diesen Vorfall sehr bald, und dachte ihn sogleich zu seinem Vortheile anzuwenden. Es war ihm rechter Ernst gewesen seinen Feind Sebaldus oder den Markthelfer anstatt seines Sohnes anzuwerben, und dadurch desselben Loslassung um einen desto wohlfeilern Preis zu bewirken. Er fand aber sehr bald, daß die Loslassung des jungen Stauzius jetzt weit mehr Schwierigkeiten habe als vorher, da der Hauptmann gar nicht geneigt war, anstatt eines Rekruten den er losgeben sollte, sich einen vorschlagen zu lassen, den er auch schon in seiner Gewalt hatte.

In diesem Zustande blieben die Sachen einige Tage, in denen Sebaldus alles was

Elend und Kummer schreckliches haben kann, ausstehen mußte. Ohne Nahrung, ohne Lager, war er den ganzen Tag dem Lärmen und dem Spotte roher Soldaten ausgesetzt, und innerlich nagte ihn der Kummer, daß dadurch sein Wohlthäter der Markthelfer auch unglücklich geworden war. Mit diesen traurigen Gedanken beschäftigte er sich eines Tages, als der Unterofficier der ehemals durch seine Predigt zehn Rekruten erhalten hatte, in die Wache trat, um sich nach einem Arrestanten zu erkundigen. Er erblickte unter andern den Sebaldus, lief auf ihn zu, drückte ihm treuherzig die Hand und fragte wie er hieher käme. Sebaldus erzählte es kürzlich. Der Unterofficier schwor mit einem kräftigen Fluche, daß ein so rechtschaffener Mann nicht länger im Gefängnisse bleiben sollte, ging stehendes Fußes zu seinem Major, der das Bataillon kommandirte, und in weniger als einer Stunde kam er zurück, befreyte sowohl Sebaldus als den Markthelfer, und führte den erstern sogleich mit sich zum Major.

Dieser war ein Mann in seinem sieben und funfzigsten Jahre, der seit seiner ersten Jugend Soldat gewesen und von unten=

auf gedienet hatte. Er war brav wie sein Degen, aber seine moralischen Grundsätze würden, wenn man sie nach Millers Einleitung in die Mosheimische Sittenlehre, oder nach sonst irgend einer theoretischen Moral hätte prüfen wollen, freylich sehr unzusammenhangend und widersprechend erfunden worden seyn. Er glaubte die Unsterblichkeit der Seele nicht; und bekümmerte sich doch sehr wenig um die Fortdauer seines Lebens, sondern setzte es sehr oft ohne sonderliche Nothwendigkeit in Gefahr. Er war eben nicht sehr religiös, und auch eben nicht ein Lobredner des geistlichen Standes; dennoch aber ehrte und beschützte er ihn vor allen andern. Er ging selten in die Kirche; aber seine Soldaten hielt er sehr streng dazu an. Er schwor und fluchte sehr oft; aber kein Subaltern durfte fluchen wenn er es hörte. Er war aus Temperament keusch; aber auf einen jungen Soldaten, von dem er wußte daß er sich niemals in ein Mädchen verliebt hatte, ließ er beständig Acht geben, weil er sich nicht viel Gutes zu ihm versah. Sein Versprechen, wenn er es einmal gegeben hatte, war unwiderruflich; gleichwohl wider-

sprach er seiner eignen Meinung schnell, so bald er merkte, er könnte geirret haben. Er beleidigte kein Kind; aber beleidigt war er äußerst rachgierig, aus dem Grundsatze: Ein braver Mann müsse nichts auf sich sitzen lassen.

Als Sebaldus vor ihm erschien, nahm er ihn bey der Hand, und dankte ihm für die zehn schönen Rekruten, die er durch seine geistreiche Predigt dem Bataillon verschafft hätte. Als ihm aber Sebaldus in der Folge des Gesprächs erzählte, welche traurige Folgen diese Predigt für ihn und seine Familie gehabt habe; gerieth er in ein tiefes Nachsinnen, worin er den Sebaldus von Zeit zu Zeit anblickte, und als dieser fortfuhr zu erzählen, daß der Superintendent Stauzius, der Vater des arretirten Rekruten, die eigentliche Ursache seines Unglücks sey, sprang er auf, und rief mit einem kräftigen Schwure aus:

»Wohl mir, daß ich den alten Schurken »in meiner Gewalt habe! So lange ich in »Feindes Lande bin, habe ich noch keinen »Menschen gepeinigt, aber Herr! den Böse»wicht will ich peinigen. Der Sohn soll

»ewig Soldat bleiben, und den alten Bären»häuter will ich krumm schließen lassen bis er »alles Unrecht ersetzt, das er einem so bra»ven Manne wie Er, Herr Magister! gethan »hat!«

Hier rief er den Unterofficier herein: »Hör' »Er,« sagte er, »den Augenblick arretire Er »den fremden Superintendenten im blauen »Hechte, der Kerl ist ein Spion, er ist —« hier schloß ihm der Zorn den Mund.

Der Unterofficier, der einen Theil von Stauzius Geschichte wußte, strich sich den Bart und sagte lächelnd: »Er wäre eben un»ten im Hause.«

»Gut! so lass' Er den Schurken gleich »herauf kommen,« rief der Major.

Sebaldus bat gehört zu werden und ließ nicht ab zu bitten, daß er den Superintendenten wenigstens nur jetzt, in dieser Gemüthsverfassung, nicht sehen möchte. Der Major ließ sich bewegen, und rief zur Thür hinaus, »der Superintendent sollte warten.«

Sebaldus fing nun an dem Major weitläuftig vorzustellen, daß ihm mit dem Unglücke der beiden Stauze gar nicht gedient sey, daß er die Rettung des Sohnes wünsche,

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0212
DFG

und dem Vater von Herzen vergebe, weil Religion und Moral ihm verböten Rache zu hegen, daß —«

»Zum Tausend Element, Herr!« rief der Major, »lasse Er sich von der Religion ver»bieten was Er will, mir soll sie nimmer ver»bieten, daß ich einen Schurken bestrafe, und »einem ehrlichen Manne Recht verschaffe, »wenn ich zu beiden die Gewalt in Händen »habe. —«

»Sie wollen gerecht gegen meinen Feind »seyn, Herr Major; seyn Sie es auch gegen »mich. Was sollen tugendhafte Leute von »mir denken, wenn ich eine so grausame »Rache an meinem Feinde nehme? —«

»Was sie denken werden? Herr! daß Er »Recht hat! Der alte Bösewicht hat Ihn »nicht allein von Haus und Hof gebracht, Er »ist auch am Tode seiner Frau schuld, er hat »seine Kinder unglücklich gemacht. Herr! ich »habe nie Frau oder Kinder gehabt, aber, »straf' mich Gott! hätt' ich sie, so würd' ich »sie lieben wie meine Seele, und wer mich »darum brächte, den haßte ich bis in den Tod, »und wollte ihm den Degen durch die Rippen »jagen, sobald ich ihn vor mir hätte —«

»Aber wollten ihm doch nicht durch einen »andern hinterrücks einen Dolch in die Seite »stoßen lassen? —

»Herr! Herr! — Wofür sieht er mich an? »Ich selbst sehe meinem Feinde das Weiße im »Auge, und laß' ihn dann sich vertheidigen »wenn er kann.«

»Mein Feind, Herr Major, ist ja wehr»los! Wäre es Ihnen anständig, einem ver»theidigungslosen Manne den Dolch ins Herz »zu stoßen? Würde es mir anständig seyn? »Mein Stand verbietet mir, Unrecht mit dem »Schwerte zu rächen; meine Religion gebietet »mir, es zu vergeben und Böses mit Gutem »zu vergelten. Ich wäre nicht werth Friede »und Versöhnung gepredigt zu haben, wenn »ich durch Sie mich an meinem Feinde rächen »wollte, da er ohne Vertheidigung in Ihrer »Gewalt ist; wenn sich diese schreckliche Rache »bis auf einen unschuldigen Jüngling er»strecken sollte, der mich nie beleidigt hat, »noch mehr, der mein Gastfreund ist, der in »meiner elenden Schlafstelle Schutz und Zu»flucht gesucht hat. — Nein Herr Major, er»niedrigen Sie mich nicht so sehr! — Lassen »Sie den jungen Menschen frey. Lassen Sie

»mich

»mich an dem Vater die viel edlere Rache
»nehmen, ihm zu zeigen, daß der den er
»beleidigt hat, sein wahrer Freund ist. Seine
»Bestrafung überlassen Sie seinem eigenen
»Gewissen, das in niemand schläft, der eine
»böse That begangen hat.«

»Blitz und Hagel! daß ein Pfaffe noblet
»denken soll als ein Soldat! — Herr, Er hat
»Recht! —« (Hier wischte er ein Paar Thränen ab, die ihm über seine grauen Augenwimper tröpfelten.) »Der junge Kerl soll
»los. Aber der Kapitän wird ihn nicht um-
»sonst losgeben, das will ich auch nicht. Ich
»will ihn dem Hauptmanne bezahlen, aber
»Ihm Herr Magister soll der Vater das Lö-
»segeld geben; ich schenke Ihm den Re-
»kruten zwar, aber ich will das Lösegeld be-
»stimmen.«

Sebaldus mochte einwenden was er wollte, der Major schritt nach der Thüre zu, und rief den Superintendenten hinein.

Stauzius, der eben mit Schrecken die Wendung der Sache vernahm, war vor Angst halb außer sich, und trat in der Stellung eines armen Sünders hinein. Der Major sah ihn von oben bis unten an, und sagte: »Sein

»Sohn, Herr! ist ein Desertör und muß han»gen, oder 36 mal Spi[illegible]ruthen laufen. Ei»nem so schlechten Kerl zu gefallen, wie Er »ist, Herr Superintendent oder was Er sonst »seyn mag, würde ich ihn zwar nimmermehr »losgeben; aber hier steht ein ehrlicher Mann, »auf dessen Fürbitte soll Seinem Sohne nicht »allein die Strafe erlassen seyn, sondern Er »soll ihn auch loshaben, wenn Er tausend »Thaler für ihn zahlt. —

Stauzius, halb erfreut halb bestürzt, stellte stammelnd vor: »Daß eine so starke Summe »nicht mögiich wäre. — «

»Herr! räsonnire Er nicht. Der Kerl »hat 11 Zoll, Er soll 1000 Thaler geben, und »zwar keine Bernburger; oder Sein Sohn »soll Gassen laufen, und Ihn will ich hin»stecken lassen, wo Ihn Sonne und Mond »nicht bescheint, weil Er ein Schurke ist, und »dieser Herr Magister hier ein ehrlicher Mann, »den Er ums Amt gebracht hat, und räson»nire Er kein Wort weiter.«

Stauzius wußte sich vor Schrecken nicht zu fassen; seine Frau hatte ihm eingebunden, ihr nicht eher vor die Augen zu kommen, bis er ihren einzigen Sohn mitbrächte, und der

Präsident, der für den jungen Menschen eine beynahe väterliche Zärtlichkeit hegte, hatte ihm zu dessen Befreyung eine ansehnliche Summe in Golde mitgegeben, wodurch seinem eigenen Geize die Ranzion sehr erleichtert ward. Er bequemte sich also und zahlte in 77 Stück alten Louisdoren, das Stück zu 13 Rthlr. gerechnet, das ganze Lösegeld auf den Tisch.

Der Major nahm es an, und überreichte es dem Sebaldus, der während der ganzen Unterhandlung, ob er gleich einigemal zu reden versucht hatte, von dem Major nie war zum Worte gelassen worden. »Dies soll, »sagte er, eine kleine Ersetzung des Schadens »seyn, den der Kerl Ihm zugefügt hat.«

»Herr Major, sagte Sebaldus, Sie ha»ben mir den jungen Menschen geschenkt. »Schenken Sie mir ihn ganz, nehmlich mit »der Freyheit ihn wieder zu verschenken. Er »hat Schutz in meiner Wohnstätte gesucht, »diesen Schutz kann ich ihm nicht verkaufen, »ohne geradezu wider meine Denkungsart zu »handeln. Was mir dieser Herr kann zu»wider gethan haben, habe ich ihm längst »vergeben. Er hat gesucht für die Reinigkeit

»der Lehre zu wachen, ich muß noch weit »mehr bemüht seyn für die Reinigkeit meiner »Handlungen zu sorgen. Hier, Herr Gene»ralsuperintendent, nehmen Sie das Geld »zurück.«

Stauzius stand da, wie ein Knabe, dem ein Gast einen Leckerbissen in den Mund stecken will; der Mund läuft voll Wasser, aber er trauet sich nicht ihn aufzuthun, aus Furcht vor dem Präceptor, der es verboten hat. Er sah den Major mit furchtsamen Augen an, der ihn mit einem grimmigen Blicke abschreckte.

Sebaldus hörte indeß nicht auf, bey dem Major ernstlich anzuhalten, der endlich dem Sebaldus auf die Achsel schlug, und sagte: »Nun thue Er was Er will. Ich »möchte gern böse seyn, wenn ich nur »könnte.«

Sebaldus gab dem Stauzius das Geld, der es begierig in die Tasche schob, und den Sebaldus mit einem Eifer umarmte, der genugsam zeigte, daß ihm sein Geld nicht weniger lieb war als sein Sohn. Er nannte ihn seinen Erretter, er bat ihn sehr demüthig um Verzeihung, er versicherte, daß er auf

ewig dankbar seyn werde, daß er erkenne wie großmüthig Sebaldus handele, da er ihm ohne Rache vergebe, die er gänzlich in seiner Gewalt gehabt hätte, da er nicht einmal die Ranzion seines Sohnes annehmen wolle. —

»Genug hievon! fiel ihm Sebaldus in die »Rede: Gott vergiebt ohne Sühnopfer und »Lösegeld — und wer Gott fürchtet, wird »ihm nachzuahmen suchen. Wenn Sie er»kennen, daß Sie mir unrecht gethan haben, »so bin ich gänzlich befriedigt.«

Stanzius versicherte aufs heiligste, er erkenne dies, aber es sey nicht genug, er verspreche ihm seinen Schaden thätig zu ersetzen, und wenn er wieder nach Hause zurückkommen wolle, werde er ihm sobald als möglich eine gute Versorgung zu verschaffen suchen.

Sebaldus dankte für seinen guten Willen, aber verbat ihn.

Der Major sagte, es sey unnöthig, denn er wolle dem Sebaldus die erste vakante Feldpredigerstelle, und wo möglich bey seinem eignen Bataillon verschaffen, bis dahin nehme er die Sorge für dessen Unterhalt auf sich.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0219
DFG

Unter diesen Gesprächen trat der junge Stauz in das Zimmer, welchen der Major frey erklärte und ihn seinem Vater übergab, der nicht eher mit Bitten nachließ, als bis ihm Sebaldus in den blauen Hecht zum Mittagsmahle nachfolgte.

Vierter Abschnitt.

Hier genoß Sebaldus das süße Vergnügen, von seinem Feinde verdienten Dank einzuärndten. Vater und Sohn überhäuften ihn mit Liebkosungen. Jener wiederholte mit Eifer den Vorschlag zu einer guten Versorgung, und betheuerte, er wolle alles Ansehen dazu anwenden das er im Fürstenthume hätte. Der Sohn unterstützte diesen Vorschlag, so daß Sebaldus endlich anfing zu wanken und sich eine ruhige Beförderung in seinem Vaterlande als eine wünschenswürdige Sache vorzustellen.

Er befragte den Major über diesen Vorschlag, uud wunderte sich nicht wenig, daß dieser gar nicht dazu stimmen wollte. Da er die Ehrlichkeit aller Menschen nach seiner eignen beurtheilte, so konnte er gar nicht be-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0220
DFG

greifen, daß der Major gegen des Superintendenten Aufrichtigkeit so viel Argwohn hegte. Er hielt dies für ein allzuweit getriebenes Mißtrauen, und befestigte sich immer mehr in seinem Vorhaben, durch eine Predigerstelle in seinem Vaterlande Ruhe zu suchen.

Als der Major sah, daß sein Entschluß der Einladung des Stauzius zu folgen fest gefaßt war, so wollte er ihm nicht ferner hinderlich seyn. Er ließ den alten Stauzius zu sich kommen, und band ihm aufs allerernstlichste ein sein Versprechen zu halten. Er bedeutete ihn, daß er dem Sebaldus einen Brief an den Obersten, der jetzt in der Fürstl. Residenz kommandirte, mitgegeben hätte; um diesen Offizier, seinen vertrauten Freund zu bitten, den Sebaldus zu beschützen, und jeden, der sich unterstehen würde ihn zu verfolgen, auf's empfindlichste zu bestrafen. Stauzius versprach mehr, als er vorher versprochen hatte, und versicherte noch mehr zu leisten.

Als Sebaldus vom Major Abschied nahm, empfing er von ihm, außer dem obengedachten Schreiben an den Obersten, noch ein Empfehlungsschreiben an einen seiner vertrauten

Freunde in Berlin. Er versicherte, wenn Sebaldus einmal nach Berlin kommen sollte, werde ihn dieser Freund auf Vorzeigung des Briefes freundschaftlich aufnehmen, und bey demselben würde er auch beständig Nachricht von des Majors Aufenthalt bekommen können. Er gebot ihm, von diesem Briefe Gebrauch zu machen, wenn, wie er noch immer befürchtete, Stanzius sein Versprechen nicht halten sollte, und gelobte ihn mit den heiligsten Schwüren seinen Beystand, sobald er desselben benöthigt sey und nur Nachricht davon geben wolle.

Was den Major gegen den guten Generalsuperintendenten so gar sehr mißtrauisch gemacht habe, ist schwer zu sagen. Vermuthlich war es dessen Physiognomie. Ob aber insbesondere ein weit gegen das Ende der Nase vor sich gehendes Nasläppchen *), oder eine spitze Stirn, oder eine eingekerbte Oberlefze, oder grünlichte Zähne, oder ein hörbarer Athem, oder nur überhaupt sein superintenden-

*) Man s. Lavaters kleine Physiognomik IIter Th. S. 117. u. folg.

tenmäßiges Ansehen *) daran schuld gewesen, würde der berühmte Herr Lavater am sichersten berichten können, wenn er den Generalsuperintendenten Stauzius gesehen hätte.

Der Erfolg schien indeß, wenigstens anfänglich, das Mißtrauen des Majors gar nicht zu rechtfertigen. Stauzius nahm den Sebaldus mit sich in die fürstliche Residenzstadt zurück. Er hätte ihn in sein Haus aufgenommen, aber Sebaldus wollte nirgend, als bey seinem Freunde Hieronymus abtreten. Inzwischen erwies ihm Stauzius alle mögliche Höflichkeiten und er ward von demselben sowohl, als von dem Präsidenten nicht selten zu Gaste geladen; sonderlich nachdem der fremde Oberste, dem er sein Empfehlungsschreiben überreicht hatte, sich öffentlich für seinen Beschützer erklärt, und ihn dem Präsidenten zu einer baldigen Wiederbeförderung ausdrücklich empfohlen hatte. Auch ward er wirklich in den nächsten drey Monaten zu zwey im Lande vakant gewordenen Pfarren vorgeschlagen. Nur war unglücklicher Weise

*) S. Ebendas. S. 36.

auf die eine schon vorher einem andern die Anwartschaft gegeben worden, und die andere hielt der Präsident für nicht einträglich genug, obgleich Sebaldus meinte, sie sey einträglicher als seine verlassene Pfarre. Der Generalsuperintendent widerlegte ihm dies, und gab ihm zu verstehen, daß man einem solchen Manne eine Specialsuperintendentur zu geben gedächte. Nun waren zwar alle Specialsuperintendenten des Fürstenthums in der Blüthe ihrer Jahre, befanden sich wohl an Fleisch und Knochen, aßen und tranken gut und studirten wenig; so daß man freylich auf eine Vakanz in kurzem nicht gewiß rechnen konnte. Da aber doch ein Schlagfluß den Gesundesten befallen kann, und ein hitziges Fieber auch keinen Specialsuperintendenten verschont; so war es nicht offenbar unmöglich, daß Sebaldus, obgleich beynahe sechzig Jahre alt, und vom Mangel und Kummer etwas gebeugt, eine solche Stelle vor seinem Ende noch unvermuthet erhalten könnte.

Sebaldus ließ sich indeß, bis zur Erfüllung dieser Hoffnung, die Zeit gar nicht lang werden, da er bey seinem Freunde Hieronymus aufs freundschaftlichste aufgenommen

war. Weil er in dessen Laden immer bekannter ward, so fing er an, bey dessen oftmaligen Reisen, Verschiedenes für ihn zu besorgen. Wenn hingegen sein Freund zugegen war, hatte er völlige Muße, an seinem Kommentare über die Apokalypse zu arbeiten, worin er sich so vertiefte, daß er die Hoffnung zu einer Pfarre vielleicht ganz vergessen haben würde, wenn sie Stauzius nicht erneuert hätte, so oft er ihn zu Gaste bat.

Inzwischen war in den ersten Monaten des folgenden Jahres der allgemeine Frieden geschlossen worden, welchem zufolge der fremde Oberste mit seinen Truppen wegging. Diese Veränderung brachte eine große Veränderung in den Herzen und auf den Gesichtern vieler Leute in dem kleinen Fürstenthume hervor. Insbesondere schienen der Präsident und der Generalsuperintendent den ehrlichen Sebaldus nicht mehr so genau zu kennen als vorher. Sie ließen ihn nicht mehr zu sich bitten. Wenn er sich bey dem erstern anmeldete, so sagte der Bediente schon an der Thüre, daß Se Excellenz Mittagsruhe hielten, oder daß Sie eben Geschäfte hätten, oder daß Sie heute niemand sprächen. Wenn er den leztern

zu sprechen verlangte, so kamen, nachdem er eine halbe Stunde in dem Visitenzimmer gewartet hatte, Se Hochwürdige Magnificenz zwar im Schlafrocke, mit oder ohne Perucke zum Vorscheine, und vergaßen auch niemals beym Weggehen ihn Ihrer Gewogenheit zu versichern; aber, obgleich verschiedene Vakanzen vorfielen, dachte doch niemand mehr daran, den guten Sebaldus vorzuschlagen.

Endlich ward nach ein paar Monaten eine Predigerstelle in einem benachbarten kleinen Städtchen offen, die Sebaldus unter andern deshalb gern gehabt hätte, weil Hieronymus den dasigen Viehmarkt zu besuchen pflegte, und er sich ein großes Vergnügen dabey vorstellte, seinen einzigen Freund jährlich zweymal zu sehen und in seinem Hause aufzunehmen. Er wagte es also, dem Generalsuperintendenten abermal aufzuwarten und zum erstenmale sich selbst um eine Stelle zu melden.

Stauzius warf die Sache nicht ganz weg; aber nach einigem Ha und Hem, fing er an dem Sebaldus vorzustellen: »Er würde selbst »einsehen wie nöthig es wäre, wenn von sei»ner wirklichen Beförderung die Rede seyn

»sollte, das gegebene Ärgerniß dadurch zu »heben, daß er vor dem Konsistorium seine »irrige Meinungen, besonders von der Ewig»keit der Höllenstrafen widerriefe, auch sich »wegen der höchstwichtigen Lehre von der Ge»nugthuung, dem Sinne der symbolischen »Bücher gemäß erkläre; indem er sich mit »Betrübniß erinnere, in Leipzig darüber von »ihm eine höchst bedenkliche Äußerung gehört »zu haben.«

Sebaldus sagte mit Erstaunen: »Er wun»dere sich über diese Zumuthung, werde aber, »um keines zeitlichen Vortheils willen die »einmal erkannte Wahrheit verläugnen.«

Stauzius verwies ihm, in nicht völlig sanftem Tone, seine Hartnäckigkeit, gebot ihm von seiner ketzerischen Lehre abzustehen, und erinnerte ihn zuletzt, indem er durch einen Griff an seine violettne Mütze das Zeichen zum Abschiede gab, mit trocknem Amtsgesichte: »daß jetzt die Zeit nicht mehr wäre, »da man durch feindliche Gewalt in den »Weinberg des Herrn einzudringen suchen »müsse. Gottlob! es sey jetzt Frieden!«

Als Sebaldus seinem Freunde Hieron-

mus diesen Vorgang erzählte, fand dieser bestätigt, was er schon längst befürchtet hatte, nehmlich daß für den Sebaldus in dem Fürstenthume weiter keine Beförderung zu hoffen sey. Nach einigen Tagen erfuhr man, daß der Präsident einem Fiskale aufgegeben habe, den Sebaldus fiskalisch anzuklagen, weil er im Kriege für fremde Truppen Rekruten geworben, zehen wirklich aus dem Lande geschafft, und den Sohn des Generalsuperintendenten für Geld habe loslassen wollen. Sebaldus lachte über eine so ungereimte Anklage, und konnte nicht es erwarten, sich vor Gerichte zu stellen, um durch bloße Erzählung der Wahrheit seine Feinde zu beschämen.

Hieronymus aber versicherte ihn, vermöge seiner Erfahrung in Welthändeln: »Daß der»jenige, der wissentlich eine falsche Anklage »thue, nicht durch die Wahrheit beschämet »werde; daß man einen mächtigen Mann »alsdann am meisten fürchten müsse, wenn »er offenbar ungerecht anklage, und daß bey »einem fiskalischen Prozesse nie etwas zu ge»winnen, sehr oft aber viel zu verlieren sey.«

Nachdem beide den wahren Zustand der Sachen reiflich überlegt hatten; so kamen sie überein, daß des Sebaldus mächtige Feinde ihn im Lande nicht dulden würden, daher es für ihn jetzt sicherer seyn möchte, abzuziehen, als sich mit Gewalt wegtreiben zu lassen.

Das Empfehlungsschreiben des Majors nach Berlin ward also hervorgesucht. Hieronymus stellte seinem Freunde eine Summe Geldes zu, welche er aus den bey ihm zurückgelassenen Mobilien gelöset zu haben versicherte, die aber Sebaldus Erwartung so sehr übertraf, daß er vermuthete und es sich merken ließ, sein Freund habe auch hier freundschaftlich gehandelt.

Die Post nach Berlin war bestellt. Sebaldus, weil er noch nicht wußte, wie lange sein Aufenthalt in Berlin dauern könne, nahm nur in einem kleinen Koffer das Allernothwendigste mit sich. Das übrige, nebst seinem Kommentare über die Apokalypse, der schon zu ein paar hundert Heften angewachsen seyn mochte, ließ er bey seinem Freunde Hieronymus stehen.

Nun setzte er sich, nach zärtlichem Ab-

schiede, auf den Postwagen, und trat seine Reise an.

In der zweyten Nacht ward der Wagen, unweit der Brandenburgischen Gränze, in einem Walde unvermuthet von Räubern überfallen, dergleichen damals nach eben geschlossenem Frieden mehrere herumschwärmten. Sie schlugen den Postillon auf der Stelle todt, und Sebaldus, der einzige Passagier, empfing einen Schlag auf den Kopf, wovon er betäubt zur Erden fiel. Als er wieder zu sich kam, war die Sonne aufgegangen, der Postillon lag todt ausgestreckt, der Postwagen war beraubt, und sein eigner Koffer gänzlich ausgeleert. Seine Kleider hatten ihm die Räuber gelassen, vermuthlich, weil deren schlechtes Ansehen sie nicht in Versuchung führen konnte, und er fand auch in einer Tasche noch etwas kleines Geld. Sein Rekommendationsbrief war aber weg, welches ihn zwar bestürzt machte; doch tröstete er sich dadurch etwas, daß er so klug gewesen, seinen Kommentar über die Apokalypse zurückzulassen, welcher sonst auch der größten Gefahr verloren zu gehen, würde

aus-

ausgesetzt gewesen seyn. Er suchte aus dem Walde herauszukommen, und folgte der ersten Landstraße die er fand, ohne zu wissen wohin sie ihn führte.

Ende des zweyten Buchs.

Drittes Buch.

Erster Abschnitt.

Sobald Mariane nebst ihrem französischen Namen auf dem Wohnsitze des Herrn von Hohenauf anlangte, war die gute französische Aussprache der erste Gegenstand der Untersuchung. Die gnädige Frau konnte sehr füglich darüber urtheilen, weil sie selbst mit einem angenehm gemischten halb thüringischen halb wetterauischen Accente französisch sprach. Sie erklärte nach einer viertelstündigen Unterredung, daß Marianens Aussprache ohne Tadel sey, und fragte ihren Gemahl: »ob »sich nicht gleich die Aussprache einer gebor»nen Französinn von der Aussprache einer »Deutschen durch ein gewisses je ne sais quoi »unterscheide?« welches dieser mit einem deut-

lichen »Allerdings!« bekräftigte; da ihn seine Gemahlinn schon seit den ersten Tagen ihrer Vermählung gewöhnt hatte, alles was sie mit einem gewissen Tone fragte, sogleich zu bejahen.

Nun schritt die gnädige Frau zur Instruktion der künftigen Hofmeisterinn ihrer Kinder. Der Hauptpunkt war, daß sie beständig französisch und niemals deutsch mit ihnen sprechen, und die Kinder anweisen sollte, sich als Personen von Stande zu betragen und jederzeit artige Manieren zu haben. Hierauf ward gefragt, ob sie Gelegenheit gehabt habe, öfter Personen von Stande zu sehen und ihr Betragen zu beobachten? Mariane, ob sie gleich hier eine Französinn vorstellte, hatte doch das zuversichtliche Bejahen noch nicht gelernt, welches schon oft, sowohl mancher französischen Hofmeisterinn und Kammerjungfer, als manchem französischen Kammerdiener und Projektmacher aus der Noth geholfen hat; sie bekannte daher mit Erröthen, sie sey selten in dem Falle gewesen.

»Desto schlimmer,« sagte der Herr von Hohenauf, »denn bey der Erziehung vornehmer Kinder ist das Nothwendigste, ihnen

»standesmäßige Manieren beyzubrin»gen. Zum Glücke kann Sie dem Mangel »abhelfen, Mamsell, wenn Sie fleißig auf »meine Gemahlinn Acht hat; denn die ist »ein vollkommnes Muster standesmäßiger »Aufführung.«

Die Frau von Hohenauf neigte ihr mit starken Knochen versehenes Vorderhaupt nachläßig auf die rechte Schulter, blinzelte mit ihren grauen roth unterlaufenen Augen, lächelte über ein paar vorwärts geworfene Lippen, und sagte:

»Sie sind sehr gütig, Herr von Hohenauf; »aber wahr ists, daß ich immer die Decence »in meinem Betragen zu beobachten suche, die »Personen vom Stande eigen ist. Hiernach, »Mamsell, muß Sie meine Fräulein auch »bilden, damit sie sich niemals vergessen, son»dern beständig vor Augen haben wer sie »sind. Dies muß Sie selbst auch niemals »aus den Augen lassen, sondern bedenken, »daß Sie in meinen Fräulein, Personen von »Stande vor sich hat. Sie muß ihnen be»ständig mit Nachsicht begegnen, ihnen nie»mals befehlen, noch weniger gegen sie stren»ge oder unfreundlich seyn, wenn sie auch ein

»wenig Lebhaftigkeit zeigen; denn Jugend »hat keine Tugend. Es ist genug, wenn sie »nur die Decence und ihre Geburt nie ver»gessen. Nächstdem kann Sie ihnen oft gute »französische Bücher geben, daß sich der Geist »aufklärt. Wir lassen deshalb monatlich »den Mercure de France kommen, darin ste»hen die neuesten Enigmes und Logogryphes, »wie sie am Hofe zu Versailles eben gänge »und gäbe sind; auch schöne Poésies fugitives, »darüber müssen die Fräulein urtheilen ler»nen, damit sie, wenn künftig ihr Amant ih»nen ein Madrigal à Silvie mit einem galan»ten Envoy zusenden wird, die Finesse davon »einsehen und mit Esprit antworten können. »Auch sind im Mercure Nachrichten von den »neuesten Opéra comiques und von den neue»sten Almanacs, Modes und Chansons, dadurch »lernen sie loben, was jetzt in Paris du bon »ton ist. Hauptsächlich aber muß Sie gute »Romanen mit ihnen lesen, als Hippolyte «Comte de Douglas, die Mémoires d'une Dame »de qualité qui ne s'est point retirée du monde, »die Lettres d'une réligieuse portugaise, u. s. w. »damit die Fräulein benzeiten lernen, wie ei»ne Affaire de coeur geführt wird, und damit

»sie die grace plus belle que la beauté sich ei»gen machen, durch die unser Geschlecht über »das männliche einen so sichern Sieg zu er»halten weiß.«

Hier minaudirte sie aus dem rechten Augenwinkel, in Ermanglung einer andern Mannsperson, auf ihren Gemahl, der dadurch beherzt gemacht, sein Wort auch dazu geben wollte, und sagte: »Imgleichen Gel»lerts Fabeln könnten auch wohl mit den »Kindern gelesen werden.«

»Ja,« versetzte die gnädige Frau, mit trübem Blicke und etwas gerümpfter Nase: »Gellerts Fabeln gehen allenfalls an, aber »andere deutsche Bücher müssen die Fräulein »nicht lesen; denn das deutsche Zeug nützt »ihnen nichts wenn sie nach Hofe kommen. »Picard mein Homme de chambre sagt immer, »es ist kein brin von bon ton darin, und das »ist auch wirklich wahr. Es klingt alles so »deutsch, wahrhaftig ich bekomme Vapeurs »wenn ich nur die gothischen Buchstaben »sehe.«

Marianen war alles was ihr gesagt ward so unerhört, daß sie sich dünkte in einer ganz neuen Welt zu seyn. Sie verstand von die-

ser Rede nicht den dritten Theil, zumal da sie von einer etwas stämmigen deutschen Dame in dem nachläßigen Tone einer Petite-Maitresse dahingelallt ward; versprach aber doch mehrere Gelehrigkeit, als sie sich vor der Hand noch selbst zutraute. Eben so hörte sie, ohne ein Wort dawider einzuwenden, die Anordnung ihres häuslichen Lebens an. Man sagte ihr nehmlich, daß sie in Nebenstunden für die gnädige Frau und die beiden Fräulein Putz machen und der Kammerjungfer helfen müsse Kleider garnieren. Man gab ihr zu verstehn daß man erwarte, sie werde helfen den Tisch anordnen, wenn große Gesellschaft da wäre, und wenn die Jungemagd viel zu thun hätte, auch darnach sehen, daß die Schränke gebohnt und der Staub von den porzellanen Aufsätzen abgewischt werde. Zuletzt erfuhr sie, daß sie zwar der Fräulein wegen die Gnade haben sollte, an die hochadeliche Tafel gezogen zu werden wenn die Herrschaft allein sey; wäre aber Gesellschaft da, so würde sie sich selbst bescheiden mit den übrigen Domestiken höhern Rangs zu essen.

Dies waren sämtlich Personen die nützliche Talente besaßen, feine Sitten hatten, und die

Welt kannten. Sie bestanden in dem französischen Friseur der gnädigen Frau; in dem Gerichtsaktuar, der zu gleicher Zeit das Amt eines Tafeldeckers wahrnahm; in der Kammerjungfer der gnädigen Frau, welche in den Kohlgärten vor Leipzig in der Schule der artigen Lebensart gewesen war; in der Ausgeberinn, welche bey einem Hauptmanne die Ökonomie gelernt hatte, dem sie drey Kampagnen durch als Köchinn gefolgt war; in einem ausgedienten Fahnenschmiede, der im Hause ehrenhalber der Stallmeister des gnädigen Herrn titulirt ward; und in einem armen vater- und mutterlosen Verwandten, welcher als Fahnenjunker von einem Regimente bloß deswegen war weggejagt worden, weil er in der Schlacht bey Roßbach zuerst sich umgekehrt hatte, da denn ein Theil des Regiments der Fahne nachgeeilt war.

Dieser Herr Vetter ward auch, wie Mariane, zur Tafel gezogen wenn keine Gesellschaft vorhanden war. Dagegen ließ er sich gefallen, allerhand kleine Dienste zu leisten, z. B. den Stuhl wegzurücken wenn seine gnädige Tante aufstand, den Pfropfenzieher zu holen wenn sein gnädiger Oheim trinken,

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0238
DFG

oder die Pfeife zu stopfen wenn er nach Tische rauchen wollte, laut zu lachen wenn er einen Schwank erzählte, und augenblicklich still zu schweigen, sobald sie durch eine gerunzelte Stirne zu erkennen gab, daß sie keinen Gefallen daran hätte. Er mußte auf jede Frage sogleich eine Antwort bereit haben, und wenn die Antwort mißfiel, sich nicht verdrießen lassen, daß ihm Stillschweigen geboten oder vom Tische aufzustehen befohlen ward, durfte auch nicht sauer aussehen wenn er wieder erschien. Kurz, er hatte den Posten manches Kammerjunkers an manchen fürstlichen Höfen; einen Posten, der seines äußerlichen Glanzes wegen, von denen die ihn nicht haben können, so oft gewünscht, und von denen die ihn bekleiden, so oft vermaledeyet wird. Einen Posten, für den, ob er gleich in Deutschland allenthalben besetzt ist, doch in der an Konversationsausdrücken armen deutschen Sprache noch keine besondere Benennung zu finden ist, und für den die in der Konversationssprache so reichen Franzosen und Engländer noch keine bessere Benennung haben finden können, als daß sie die Inha-

ber desselben, Schlangen- und Krötenesser *) nennen.

Zweyter Abschnitt.

Es ist leicht zu erachten, da der Herr Vetter, ein junger Herr von guter Familie, sich gegen das hochadeliche Paar so gefällig zu betragen hatte: wie sehr man von Marianen eben so viel wo nicht mehr Gefälligkeit verlangte, und wie hart dies ihr anfänglich vorkommen mußte, einer Person, seit ihrer ersten Kindheit so glücklich unabhängig, daß sie von nichts als von ihrer eigenen Vernunft und von der Vernunft und der Liebe zärtlicher Eltern regiert worden war. Das unschätzbare Glück der Unabhängigkeit ist durch keine andere Vortheile zu ersetzen. Man mag von dem mächtigsten, von dem reichsten Manne, ja selbst von seinem eigenen Freunde abhangen; so fühlt man die Fesseln, sie mögen noch so weit losgelassen und noch so schön geschmückt seyn. Wem das Schicksal die Unabhängigkeit versagt, der mache sich

*) Avaleurs de Couleuvres — Toad-eaters.

gefaßt, einigen der Rechte eines freygebornen Menschen zu entsagen. Er lerne vergessen was er am eifrigsten wünscht, nach dem trachten was ihm verächtlich ist, Fröhlichkeit seines Herzens verbeißen, und bey nagendem Kummer ein heiteres Gesicht annehmen. Ist seine Seele zu stark und sein Herz zu empfindlich, als daß er, so oft es verlangt wird, fremden Irrthum eigener Überzeugung vorziehen könne, so kämpfe er den bittern Kampf, über seinen eigenen Verstand zu siegen.

Diesen Kampf hatte Mariane zu bestehen, mit allem was er Herbes und für den menschlichen Geist Erniedrigendes hat. Sie sah sich jetzt in einem Zustande, den bloß das Wohlwollen ihrer Obern erträglich machen konnte; und nahm sich ernstlich vor, so lange es höhere Pflichten erlaubten, sich in allen Dingen ohne Widerrede nach dem Willen der Frau von Hohenauf zu richten, und sogar, wenn es möglich wäre, ihren Wünschen zuvorzukommen. Dies war nun freylich ein schwerauszuführendes Unternehmen; denn die Frau von Hohenauf war sehr auffahrend, sehr eigensinnig, und sehr ungleich in ihrem Betragen. Auf ihren Adel äußerst stolz,

schien sie alle Personen ürgerlichen Standes für Geschöpfe von einer andern Gattung zu halten, welche sie beständig den großen Abstand fühlen ließ, der zwischen ihr und ihnen bleiben müsse.

Und dennoch stammte sie selbst aus bürgerlichem Stande. Ihr Vater, Namens Säugling, war ein reicher Pachter gewesen, und ihr Bruder war ehemals ein Tuchhändler in einer Handelsstadt und erwarb nachher im Kriege durch Lieferung an die Armeen ein sehr großes Vermögen. Dieses bürgerlichen Ursprungs aber war sie nie eingedenk. Vielmehr ging ihr ganzes Thun und Lassen dahin, das Ansehen einer Dame von Stande zu erlangen, und der Familie ihres Gemahls, die seit länger als hundert Jahren auf ihren angeerbten Gütern Kohl gepflanzt hatte, einen neuen Glanz zu geben. Wäre es nur irgend wahrscheinlich gewesen, daß sie an einem deutschen fürstlichen Hofe hätte können zur Cour gelassen werden, aus deren Atmosphäre höchstbilligerweise alle Personen ausgeschlossen sind die keine Ahnen aufzuweisen haben, und wäre ihr Gemahl nur irgend zu etwas anderm geschickt gewesen, als

auf die Jagd zu gehen, zu trinken, und alle Anordnungen seiner Gemahlinn zu bewundern: so hätte sie nicht eher geruhet, bis er sich mit ihr nach Hofe begeben. Hätte sie einen Sohn gehabt: so würde sie ihn zu einem adelichen Amte erzogen haben, und sollte es auch nur eine Fähnrichsstelle gewesen seyn. Da sie aber bloß Töchter hatte; so ging sie damit um, ihnen eine so galante Erziehung zu geben, daß sie durch ihr Vermögen und ihre Reize, Grafen, Minister oder Generale fesseln könnten; durch welche vortheilhafte Vermählungen sie noch hoffte am Hofe und vielleicht im ganzen Lande in hohes Ansehen zu kommen: Die größte Glückseligkeit, die sie sich in ihrer Einbildung vorstellen konnte!

Mariane war nun das Werkzeug, wodurch beide junge Fräulein zu so wichtigen Absichten geschickt gemacht werden sollten. Hiezu war nöthig, mit fertigen Lippen von nichts und über nichts französisch zu plappern; alle Vortheile des Putzes, ihrem Körper gemäß, so zu gebrauchen, damit er, es sey im nachläßigen Nachtkleide, oder in der sittsamen Roberonde, oder in der prächtigen Galarobe mit ausgespreitetem Panier und schwimmender Schleppe,

Augen und Herzen der Kavaliere an sich ziehen müßte; den Verstand aber hauptsächlich zu der wichtigen Untersuchung zu bilden, ob die eroberten Herzen behalten, oder ob sie, nachdem damit eine Zeitlang wie mit einem Balle gespielet worden, in den Winkel geworfen werden sollten. Sobald sie dies alles verstanden, so hatten sie die hauptsächlichsten Wissenschaften gelernt, welche ihre Mutter jeder jungen Dame nöthig hielt, die in großen Gesellschaften glänzen will.

Im Grunde schien Mariane zur Lehrerinn so wichtiger Dinge nicht eben geschickt zu seyn. Nach ihrem schlichten gesunden Verstande glaubte sie, der Vorzug eines Frauenzimmers bestehe vielmehr darin, daß sie gut, als daß sie schön und galant sey. Obgleich selbst sehr wohlgebildet, hatte sie doch niemals Werth darauf gesetzt, vielleicht weil ihr noch nie eine Mannsperson gesagt hatte, sie sey schön. Zum Putze hatte sie zwar, ohne es zu wissen, eine natürliche Geschicklichkeit, indem ihr alles sehr wohl anstand, was sie selbst anlegte oder für andere wählte, welches den Frisör Picard bewog, sie für eine wirkliche Französinn zu halten; aber sie hatte den Putz

noch niemals gebraucht um Absichten damit zu erreichen. Sie kannte die Reize der großen Welt nicht, und verlangte auch nicht sie zu kennen, denn ihre mäßigen Wünsche waren bisher sehr leicht befriediget worden. Ihr höchster Wunsch war vorher, die Liebe ihrer Eltern zu verdienen, und jetzt ihre Pflicht zu erfüllen.

Wenn Mariane eine schlechte Lehrerinn war, so waren die beiden Fräulein eben so schlechte Schülerinnen; denn sie hatten zum vornehmen Leben gar keine Anlage. Sie waren ein paar gute Landmädchen mit rothen Backen, die vor Gesundheit strotzten. Auf dem Hofe herum zu springen oder des Abends die blökenden Heerden eintreiben zu sehen, war ein Fest für sie. Im leichten Röckchen und im glatten Nachthäubchen mit himmelblauem Bande umsteckt, gefielen sie sich besser als in dem reichen Anzuge eines stoffenen Schnürkleides mit Pompons besetzt. Wenn Picard seine ganze Kunst an ihren Köpfen beweisen wollte, ward ihnen die Zeit lang; sie gähnten oder sprangen auf und liefen ein paarmal in der Stube herum, oder haschten einen Schmetterling, der eben zum Fenster

hereingeflogen war. Wenn ihre Mutter, wie es oft geschah, Assembléen hielt, wo in dem schön erleuchteten großen Saale der wohlgepuzte benachbarte Adel mit dem ernsten Geschäfte, die Zeit zu tödten, an zwanzig Spieltischen beschäftigt war, schlich sich die älteste Fräulein, Adelheid, oft in den Garten die untergehende Abendsonne zu betrachten, den Nachtigallen zuzuhören, oder den Duft der Nachtviolen und des Jesmins einzuziehen. Sie hatten beide keinen glänzenden Verstand, wenn es glänzender Verstand heißt, über alle Gegenstände vorschnell und mit Selbstgenügnügsamkeit ein Redespiel zu halten; noch lebhaften Witz, wenn es lebhafter Witz heißt, Gründe mit Einfällen beantworten und mit Hohngelächter diejenigen aufziehen, die verständiger sind als wir. Aber sie hatten den gesunden Verstand, der sich mit Bescheidenheit und mit Lehrbegierde wohl verträgt, und so viel Antheil an Witz und Scharfsinn, als nöthig ist, Gegenstände im Gespräche anschaulicher darzustellen. Von dem Stolze ihrer Mutter, der sich auf Verachtung Anderer gründete, besaß sie gar nichts. Sie empfanden die Vorzüge ihres Standes bloß alsdann,

wenn

sie dadurch Gelegenheit hatten, wohlzuthun, Almosen auszutheilen. oder einem Bedienten der etwas versehen hatte, bey ihren Eltern Vergebung zu erbitten.

Durch so ähnliche Gemüthsart entstand bey der Lehrerinn und den Schülerinnen sehr bald eine wechselseitige Zuneigung. Diese Übereinstimmung machte auch das mütterliche Verbot ganz unnöthig, daß den Fräulein nicht strenge begegnet werden sollte; aber überhaupt nahm ihre Erziehung eine Wendung, die den Absichten der Frau von Hohenauf nicht völlig gemäß schien. In den Lehrstunden war, anstatt vom adelichen Stande, von der Décence, und von artigen Manieren, vielmehr sehr oft die Rede von den Pflichten gegen Gott und die Nebenmenschen. Anstatt zu lehren, wie ein Schminkpflästerchen mit Koketterie zu legen, oder wie eine Affaire de coeur am rechten Ende einzufädeln sey, worin die gute Mariane ohnedies sehr unwissend war, suchte sie den Kindern vielmehr einzuprägen, daß sie ihren Geist mit nützlichen Kentnissen auszieren, und ihr Herz der Wohlthätigkeit und der Menschenliebe beständig offen erhalten müßten.

Die Lettres d'une réligieuse portugaise wurden daher sehr bald von Basedows Elementarbuch, und Hippolyte Comte de Douglas von Reimarus natürlicher Religion verdränget.

Hieraus ist leicht abzunehmen, daß anstatt der gebotenen französischen, sehr oft die verbotene deutsche Lektur insgeheim werde überhand genommen haben. Mariane besaß viel zu wenig monde, um einzusehen, daß jungen deutschen Damen die deutsche Sprache ganz unnöthig ist. Sie hatte noch keinen Begriff davon, daß man, um standesmäßig zu leben, in seinem eigenen Vaterlande fremde werden müsse. Wie konnte es auch anders seyn? Die große Welt kannte sie so wenig als die jungen Fräulein welche sie unterrichten sollte; sie glaubte treuherzigerweise, man lebe nur, um selbst besser zu werden und um andere Menschen glücklicher zu machen. In solchen spießbürgerlichen Grillen wollte sie auch ihre Fräulein erziehen; daher war der Schaden eben so groß nicht, wenn sie auch deutsch mit denselben las, indem sie doch die französische Lektur nicht avec gout zu wählen wußte. Sie las lieber l'Ami de ceux

qui n'en ont point, als les Egaremens de l'esprit et du coeur, und lieber Memnon histoire orientale, als die Lettres de Ninon Lenclos oder den Almanac de Toilette. Mit diesem Geschmacke stimmte der Geschmack der jungen Fräulein nur allzusehr überein; denn, wenn diese im Mercure de France blätterten, so überschlugen sie meistens alle Pièces fugitives, Chansons, Enigmes, Logogryphes und Présentations, und verweilten sich bey einem Conte moral von Marmontel oder la Dixmerie, die damals einzeln im Mercure zu erscheinen pflegten, oder suchten einen zuweilen eingerückten Trait de bienfaisance auf.

In diesem allen fand sich noch sehr wenig du bon ton, welches doch die Hauptsache war, wozu die Frau von Hohenauf ihre Fräulein wollte angeführt wissen. Es ist also leicht zu erachten, daß sie mit einer so bürgerlichen Erziehung schwerlich zufrieden seyn konnte. Schon in den ersten vier Wochen schien es beynahe, daß sie ihre neue französische Mamsell sehr bald wieder abschaffen würde; denn sie gab derselben bey aller Gelegenheit bittere Verweise, und tadelte alle ihre Anordnungen. Die Fräulein schienen ihr

blöder seit sie bey Marianen waren, hatten gar keine bonne grace, hatten gar keinen Esprit, antworteten zu langsam und zu kurz wenn man sie fragte, ungefragt plauderten sie sehr selten, wußten ihre Reverenze nicht abzumessen, und beugten die Knie tief gegen einen Verwalter oder Homme d'affaires, wo ein Kopfneigen oder ein nachläßiger Knix im Vorbeygehen, hinlänglich gewesen wäre.

Außer andern Erfordernissen die Marianen mangelten, um eine gute französische Mamsell zu seyn, fehlte es ihr freylich auch an der den französischen Hofmeisterinnen so gewöhnlichen Politik, allen Leidenschaften der hochadelichen Mutter zu schmeicheln, alles dreyfach zu loben was die Mutter an den Kindern lobt, ihren eignen oder fremden Witz die Kinder auswendig lernen zu lassen, und sie zu gewöhnen, denselben mit dreister Naseweisheit in Gesellschaft an Mann zu bringen; wodurch denn jedermann der zu leben weiß über die frühzeitigen Gaben der Kinder erstaunt, der Mutter über das kleine Wunderwerk das sie unter ihrem Herzen getragen hat, ein verbindliches Kompliment macht, und auch nicht vergißt, der Mamsell im besten zu gedenken.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0250
DFG

Hiervon wußte Mariane gar nichts. Sie war vielmehr beym Antritte ihres Amts so unerfahren, daß sie ihren Fräulein eine anständige Bescheidenheit anpries; eine gar nicht glänzende Eigenschaft, welche die Frau von Hohenauf höchstens von ihren Bedienten forderte. Sie würde also Marianen sehr bald überdrüßig geworden seyn, ohne einen kleinen Umstand, wovon in keinem der Systeme der Pädagogik *), in welchen noch ein Kapitel von französischen Mamsellen befindlich ist, ein einziges Wörtchen angetroffen wird.

Mariane hatte von Jugend auf eine große Sorgfalt für ihre eigne Person getragen, und hielt sich überaus reinlich in Kleidung und Wäsche. Sie besaß die natürliche Gabe, allen weib-

*) Ungelehrten Vätern und Müttern zu gute, sey hier angemerkt, daß die Gelehrten mit diesem griechischen Worte die Kunst der Erziehung andeuten. Diese feyerliche Benennung wird gebraucht, seitdem die Gelehrten diese Kunst in verschiedene Systeme gebracht haben, deren jedes — gleich den philosophischen Systemen — für sich sehr genau zusammenhängt und dem andern schnurstracks widerspricht.

chen Putz sogleich nach dessen Bestandtheilen zu übersehen, also auch ihn nachzumachen, nach ihrem Geschmacke zu verbessern, und neuen zu erfinden. Dieses Talent kam ihr jetzt sehr wohl zu statten. Wenn ihre Fräulein besonders fleißig und gehorsam waren, so belohnte sie ihren Fleiß mit einem nach neuer Mode gesteckten Kopfzeuge, oder anderm Frauenzimmerputze, den sie so zu wählen wußte, daß dadurch derselben natürliche gute Leibesgestalt mehr erhoben, und in kurzer Zeit ihr ganzer alter Putz mit neuem nach dem besten Geschmacke verwechselt wurde. Den scharfsinnigen Augen der Frau von Hohenauf entging eine so wichtige Veränderung nicht, sondern gereichte ihr vielmehr zu so großem Wohlgefallen, daß sie Marianen, wegen ihrer Geschicklichkeit im Putzmachen, den Vorwitz die Seelen ihrer Fräulein bilden zu wollen, zu vergeben anfing. Doch die Gunst ward noch größer, als durch so glücklichen Erfolg aufgemuntert, Mariane es wagte, für die Frau von Hohenauf selbst zu arbeiten, die bisher ihren sämmtlichen Putz aus der ersten Quelle, aus Paris, verschrieben hatte. Sie brachte eine Comete aux Zé-

phyrs *) zu Stande, die in der nächsten Assemblée ein großes Aufsehen unter den Damen machte, weil Frau von Hohenauf wenigstens um sechs Jahr jünger aussah. Man kann leicht denken, daß dies wichtige Verdienst Marianens Talente zur Erziehungskunst in ein völlig neues Licht setzte. Man füge hinzu, daß Mariane die Fräulein, die vorher in ihrer Kleidung etwas nachläßig, ja zuweilen unreinlich gewesen waren, durch ihr eigenes Beyspiel, zu der Frauenzimmern so anständigen Nettigkeit im Anzuge gewöhnte.

---

*) Unmodischen Lesern und Leserinnen sey kund, daß dies eine Art eines kleinen Kopfzeuges ist, das, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, im Winter $\frac{1772}{1773}$ allgemein getragen ward. Es ist zu hoffen, außer den Buchgelehrten werde jedermann in Deutschland wissen, daß ein Komete ein kleiner Kopfputz war, unter welchem ganz frisirte Haare getragen wurden. *Aux Zéphyrs* aber ward dieser Komete benannt, weil daran hinterwärts gewisse haarigte Zierrathen (von der Art die in der Putzmachersprache Chenilles oder Raupen heißt) frey herunter hingen, womit die angenehmen Zephyren sehr leicht spielen konnten, wenn sie nur im Winter geweht hätten.

Man füge hinzu, daß sie die jugendliche Wildheit der Fräulein, die an das was Wohlanständig ist, vorher noch nie gedacht hatten, durch kleine leutselige Erinnerungen bis zu der kindlichen Freymüthigkeit mäßigte, die mit Bescheidenheit und Sanftmuth sehr wohl bestehen kann. Man füge endlich noch hinzu, daß die Fräulein, wenigstens in ihrer Mutter Gegenwart, beständig französisch redeten und in ihrer Fertigkeit in dieser Sprache sichtlich zunahmen; und man wird begreifen, daß die Frau von Hohenauf im zweyten Monate mit ihrer französischen Mamsell weit zufriedener war, als im ersten. Wenn sie ja an den Fräulein etwas fand, das sie für bas und bourgeois hielt, so nahm sie sich die Mühe ihnen selbst darüber einen Verweis zu geben. Sie setzte zuweilen die nachsichtsvolle Anmerkung hinzu, daß man freylich von ihrer Mamsell nicht alles fordern könnte, weil sie nicht de qualité sey, wodurch sie in gedrungener Kürze zugleich Marianen tadelte und ihren eigenen Vorzügen ein verbindliches Kompliment machte.

Dritter Abschnitt.

Im dritten Monate von Marianens Aufenthalte bey der Frau von Hohenauf, bekam diese einen Besuch von ihrem Neffen, dem Sohne des Tuchhändlers Säugling. Die Bedienten wurden befehligt, ihn Ew. Gnaden zu nennen, und sie stellte ihn allem benachbarten Adel unter dem Namen des Herrn von Säugling vor. Dieser junge Mensch war mit seinen Universitätsstudien halb fertig, denn er hatte schon zwey Jahre auf einer Universität zugebracht; und es kam nur noch darauf an, daß er ein oder zwey Jahre auf einer andern zubrächte, wohin ihn sein Vater den künftigen Frühling mit einem neuen Hofmeister senden wollte, den er für ihn selbst ausgesucht hatte. Der Sohn hatte den Plan gemacht, sich mit Genehmhaltung seines Vaters, den Winter über auf seiner Tante Gute aufzuhalten. Weil sie von Adel war und mit dem benachbarten Adel viel Umgang hielt, der wie sie den Aufenthalt auf dem Lande nicht mit ländlichen Vergnügungen zubrachte, sondern nach städtischer Etikette, mit Besuchen, Gastmahlen, Assembleen, Spielpartieen

und Bällen; so glaubte er, hier Kenntniß der großen Welt zu erlangen, und alles was sich vom Schulstaube noch etwa an ihm finden möchte, rein abzuschütteln.

Dieses Schulstaubes konnte nicht so gar viel seyn: denn er hatte, als ein reicher Jüngling, sich nicht auf Brotstudien gelegt, und noch weniger sich mit den alten Sprachen und mit trocknen wissenschaftlichen Lehrgebäuden beschäftigt; sondern seine Studien waren angenehm und bestanden in Kollegien über die belles lettres, und in fleißigem Lesen aller deutschen Poeten, sonderlich derjenigen die Freude Wein und Liebe besungen haben. Überdies hatte er französisch, engländisch und italiänisch gelernt, und war in den Dichtern und besten Kritikern welche in diesen Sprachen schrieben, nicht unbelesen.

Er hatte sehr viel Gedichte an Phyllis und Doris gemacht, und dies blieb noch beständig, nebst der Sorge für seinen Anzug, seine vornehmste Beschäftigung. Dabey hielt er sehr viel von seiner eignen kleinen Person, die daher auch beständig geputzt, geschniegelt, und auf vier Nadeln gezogen war. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch sich selbst

sehr wohl gefiel; nächst diesem aber war sein hauptsächlichstes Augenmerk, dem Frauenzimmer zu gefallen: daher er möglichst alle Gesellschaften vermied, die bloß aus Mannspersonen bestanden. In vermischten Gesellschaften saß er allemal einem Frauenzimmer zur Seite, und wenn er wählen konnte, allemal bey der, die den sanftesten Blick hatte. Er bewunderte, um Bekanntschaft zu machen, ihre Arbeit die sie eben verfertigte, lobte ihr wohl gesteckтes Demi-ajusté *), und sagte ihr

*) Weil zu vermuthen ist, daß eher Buchgelehrte, als Gens du bon ton dieses Werk lesen werden, so müssen, wegen der Unwissenheit der erstern, hier schon einige Wörter erklärt werden, die sonst jedermann versteht, dès qu'il entre dans le monde. Ein *Bonnet en demi-ajusté* ist ein Kopfzeug, unter dem eine Dame halb frisirt seyn muß. Ein *Assassin* ist nichts als ein Schönpflästerchen, das aber seiner Größe wegen, wenn ein gemeines Schönfleckchen verwundet, gar wohl todtschlagen kann. Ein *Postillon d'Amour* ist eine große Brustschleife von Band, welche weder Pferd noch Horn hat. Eine *Respectueuse* ist eine Bedeckung des Busens mit Spitzen, Filet und anderm durchsichtigen Zeuge, die vermuthlich den Namen davon führt, weil sie nicht Ehrfurcht veranlaßt.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0257
DFG

über einen Assassin tausend artige Sachen. Von da ging er unvermerkt zum Erforschen ihres Verstandes über. Er sagte ihr mit sanftlispelnder Stimme, er sehe die kleinen Amorn und Amoretten auf ihrem Postillon auf und niedersteigen, und sich unter den Falten ihrer Respectueuse verbergen, oder andere dergleichen niedliche Imaginationchen. Wenn er nun merkte, daß sie Verstand und Geschmack genug hatte, mit seinen lieblichen Empfindungen zu sympathisiren, so fing er gemeiniglich an zu stammeln, sah etwas schafmäßig aus, und langte sodann aus seiner Tasche einige von seinen Gedichten, die er ihr vorlas, wobey er von Zeit zu Zeit mit seitwärts schielenden Augen die Wirkung seiner Geistesfrucht zu erforschen suchte. Erhielt er ein ruhiges Gehör, und durch einen lächelnden Mund und ein sanftes Kopfneigen gütigen Beyfall; so hatte er ein vergnügtes Tagewerk gehabt. Empfing er aber eine laute Bewunderung, bat man sich eine Abschrift des Gedichts aus, oder bemerkte er gar, daß der Busen seiner Zuhörerinn sich zu einem Seufzer empor hob, oder daß sie, aus blauen Augen (denen er, als seinem eigenen schmach-

tenden Charakter am gemäßesten, vor allen andern den Vorzug gab), einen empfindsamen Blick auf ihn schießen ließ; so zerfloß er in sanften Empfindungen, überließ sich ganz einer zerschmelzenden Zärtlichkeit, und war von dem Augenblick an, der Sklave der Schönheit, die so gut zu empfinden wußte was er gedacht hatte. Er holte alsdann aus der Begeisterung ihrer Augen Stoff zu neuen Gedichten, und je mehr ihm diese gefielen, desto mehr gefiel ihm die Schöne die sie veranlaßt hatte und an die sie gemeiniglich gerichtet wurden.

Doch, so zärtlich seine Liebe war, pflegte sie nicht allzulange zu dauren. Nicht als ob er unbeständig gewesen wäre; sondern weil der Gegenstand seiner Zärtlichkeit gewöhnlich, nach einiger Zeit, seine Gedichte nicht mehr so feurig verlangte und wohl gar unvermerkt das Vorlesen zu vermeiden suchte. Sobald er dies merkte, ward er sehr traurig, klagte den Wäldern und den Fluren sein Leiden, tröstete sich aber, wenn ihm ein zärtliches Liedchen über die Untreue seiner Chloris gelang, und fand gemeiniglich um diese

Zeit eine andere Zuhörerinn, mit der eben derselbe Roman von vorn an gespielt ward.

Dieser kleine Mann schien freylich denjenigen, die seine zuckersüßen Empfindungen nicht ganz nachempfinden konnten, etwas ungeschmackt *), aber sonst war er das unschädlichste Geschöpfchen unter der Sonne. Er that nie etwas böses, war nachgebend, gefällig, mitleidig und gutherzig, beleidigte kein Kind, und beleidigt, war er nie geneigt sich zu rächen; kurz, er war aller guten Eigen-

---

*) Wir haben im Deutschen für das französische absurde das Wort abgeschmackt; für fade, in sofern es von Speisen gebraucht wird, haben wir unschmackhaft: dies Wort aber wird nicht wohl zu brauchen seyn, wenn der Begriff des französischen auf Geistesbeschaffenheit angewendet wird. Man kann nicht füglich sagen ein unschmackhafter Mensch. Daher möchte es wohl dienlich seyn, das Wort ungeschmackt zu brauchen. Adelung, in seinem Wörterbuche, ist der Meinung, man müsse schreiben und sprechen ungeschmack. So wichtig auch sonst dessen Autorität ist, so wäre doch zu zweifeln daß ihm jemand hierin beyfallen möchte.

schaften fähig, zu denen nicht nothwendig Stärke des Geistes erfordert wird. Wenn es wahr ist, daß durch die Poesie das Herz ihrer Liebhaber weich wird, so war sie es vermuthlich, die sein Gemüth so breyweich gemacht hatte, daß es einer herzhaften That, oder einer kraftvollen Entschließung, so wenig im Guten als im Bösen fähig war. Seine lebhafteste Empfindung war immer die Begierde seine Gedichte, und besonders vom Frauenzimmer, gelobt zu sehen. Dieser Absicht wegen war sein Kleid immer nach der neuesten Mode geschnitten, sein seidner Strumpf milchweiß, und seine Spitzenmanschetten kaffebraun gewaschen; dieser Absicht wegen sagte er zuerst seinen Nachbarn und Nachbarinnen verbindliche Dinge vor, war gefällig, nachgebend, kam jedermann mit Höflichkeit zuvor, und pries mit gleicher Behendigkeit, bey den modischen Schönen das Putzwerk, bey den tugendhaften die Tugend, und bey den witzigen den Witz. War er aber gleichwohl so unglücklich, seine Absicht nicht zu erlangen, so war er viel zu bescheiden, um jemand anders als den stillen Wänden sein Leid zu klagen, und viel zu gutherzig,

um diejenigen denen seine Gedichte nicht gefielen, zu hassen. Sobald er nur wirklich merkte, daß jemand seine Gedichte beschwerlich waren; so drang er sie ihm nie auf. Wenn er daher zur Last fiel, geschah es sicherlich ohne sein Wissen; denn seine Absicht war allemal, Vergnügen und Zufriedenheit, die er in so großem Maße in sich selbst fand, durch seine Gedichte auch um sich herum zu verbreiten.

Vierter Abschnitt.

Ein Kenner der Verdienste des schönen Geschlechts, so wie Säugling, mußte Marianen unter dem übrigen im Hause vorhandenen Frauenzimmer sehr bald vortheilhaft unterscheiden, zumal da sie, gleich ihrer Mutter Wilhelmine, bey schwarzen Haaren die schönsten hellblauen Augen hatte. Es war keine von den andern weiblichen Personen mit ihr nur in Vergleichung zu stellen: denn die Frau von Hohenauf hatte große graue Augen mit langhaarigten Augenbramen; das Kammermädchen besaß ein paar flachgeschlitzte Augen, aus deren Winkeln beständig ein paar

matte

matte rothgelbe Augäpfel liebäugelten; die beiden Fräulein waren noch allzu jung, und die übrigen weiblichen Geschöpfe waren unter der Notiz eines feinen Mannes wie Säugling. Hierzu kam, daß bey der ersten Unterredung Mariane untrügliche Kennzeichen ihres guten Geschmacks merken ließ, wodurch Säugling Herz bekam ihr ein Gedicht vorzulesen, welches Mariane mit so großem Beyfalle anhörte und dessen Schönheiten so fein hervorzusuchen wußte, daß unser Männchen vor Entzücken außer sich war.

Dies veranlaßte eine nähere Bekanntschaft, in der Säugling bald Marianens, vor der Frau von Hohenauf bisher so geheim gehaltene, Bibliothek von guten deutschen Büchern entdeckte. Er erstaunte nicht wenig, eine Französinn so aufmerksam auf die deutsche Litteratur zu finden. Da er gewohnt war, alles was er sah auf seine kleine Person zurück zu führen, so fiel er schnell darauf, wie möglich es sey, (wenn er, wie er zuverlässig hoffte, unter den besten Dichtern Deutschlands einen Platz verdienen würde), daß sein Ruhm auch außer Deutschland sich ausbreiten, daß seine Gedichte ins Französische

übersetzt, und von den Damen an allen Höfen Europens gelesen werden könnten. Er wußte es Marianen Dank, daß sie zuerst eine so schmeichelhafte Hoffnung in seiner Seele erreget hatte, und dies zog das Band der angefangenen Bekanntschaft noch fester zusammen.

Mariane, auf ihrer Seite sah ihn auch gern; denn er war ein feiner und bescheidener junger Mensch, der sie mit Poesie, wozu ihr die Neigung mit der Muttermilch war eingeflößt worden, angenehm unterhielt. Außerdem war er die erste Mannsperson, die ihr gesagt hatte daß sie schön sey und daß ihre blauen Augen mit sanfter herzrührender Kraft wirkten; und auch ein sittsames und ganz philosophisches Frauenzimmer wird eine solche Nachricht aufs höchste mit einem kleinen Verweise bestrafen.

Die Kenner wollen bemerkt haben, die erste Vereinigung zwischen jungen Personen zweyerley Geschlechts bleibe selten lange so wie sie war und trenne sich entweder bald, oder pflege nicht allein beständig unvermerkt fortzurücken, sondern auch zuweilen, durch einen ganz kleinen Umstand, mit einem so

starken Sprunge fortzuschreiten, daß diejenigen, denen das verborgene Ding, das menschliche Herz, nicht genau bekannt ist, glauben möchten, es geschehe durch eine Art von Zauberey. Dies war der Fall mit Säuglingen und Marianen, die bey einer unvermutheten und dem Anscheine nach ganz geringen Veranlassung, von einer bloßen Bekanntschaft und wechselseitigen Hochachtung zur Freundschaft und beynahe zu mehr als Freundschaft übergingen.

Es fiel in den Wintermonaten der Geburtstag der Frau von Hohenauf ein. Mariane hatte im Sinne, eine gewisse Absicht durchzusetzen, womit einige Schwierigkeiten verknüpft waren; dies brachte sie, zum erstenmal in ihrem Leben, auf den Gedanken, ihren Zweck durch einen Umweg zu erreichen. Sie sann deshalb ein kleines Fest aus, womit dieser Geburtstag sollte gefeyert werden, und theilte ihre Gedanken Säuglingen als einem Poeten mit, der ganz entzückt darüber war, einen Anlaß zu haben seine Talente im Drama zu zeigen, da er bisher nichts als kleine Liederchen gedichtet hatte. Er machte einen Plan zu einem mythologisch-

historischen Schäferspiele von drey Personen, der Marianens Beyfall erhielt. Hierauf waren alle insgeheim sehr geschäftig: Säugling, sein Spiel in Verse zu bringen; die Kinder, sie zu lernen; und Mariane, für Fräulein Adelheid die Tracht einer Nymphe, und für die jüngste Fräulein und den kleinen Sohn des Predigers im Dorfe, Schäferkleider zu verfertigen.

Am Tage des Geburtsfestes war die Gesellschaft sehr glänzend, denn es waren die Standespersonen aus der ganzen umliegenden Gegend zusammengebeten. Nach der Mittagstafel wurden sie unter einem andern Vorwande in das Orangeriehaus geführet, und durch eine Symphonie überrascht, indem sich der Schauplatz öffnete. Er stellte entweder die elysischen Felder oder die hesperischen Gärten vor, und bestand aus acht großen blühenden und Früchtetragenden Pomeranzenbäumen, die Hinterwand aber war von dem Gärtner mit Wintergrün und Blumenkränzen zusammengesetzt. Die Kinder traten auf, an deren Putze Mariane ihren ganzen Geschmack, und an deren Köpfen Picard seine ganze Kunst erschöpft hatte. Dies machte, daß das

Spiel den Beyfall der Frau von Hohenauf erhielt, wozu auch nicht wenig beytragen mochte, daß sie darin als eine Göttinn und ihr Geburtstag als ein Götterfest vorgestellt war.

Die ganze Gesellschaft ertheilte einen lauten Beyfall; und da die Kinder nach Endigung des Spiels in ihrem Anzuge vom Theater herabstiegen, wurden sie von jedermann, und auch von der Frau von Hohenauf, mit Liebkosungen überhäuft. So wie sie alle Dinge aus ihrem eigenen Gesichtspunkte betrachtete, so konnte sie nicht genug bewundern, wie natürlich der Schäferhabit dem kleinen Predigersohne stände; aber sie fand, daß eben diese Art von Kleidung ihr jüngstes Fräulein verstelle, ob sie gleich, mit einem gnädigen Kopfneigen gegen Marianen, bemerkte, die Arbeit daran wäre sehr artig. Fräulein Adelheid hingegen in ihrer von Zindel und Flittern glänzenden Nymphentracht hatte ihren ganzen Beyfall. Sie umarmte sie, und spielte mit ihren über den Busen gelegten falschen Locken, die ihr prinzessinnenmäßig vorkamen.

»Dieser majestätische Anzug schickt sich

»besser für ein Fräulein deines Standes, sagte »sie, als das Schäferkleid deiner Schwester.«

Die kleine Adelheid, die ihrer Schwester den leichten fliegenden Anzug und die natürlich herabfallenden Locken beneidet hatte, schlug die Augen nieder, und durfte nicht widersprechen.

»Nicht wahr, mein Kind?« fuhr die Mutter fort: »Nicht wahr? ein Schmuck von Ju»welen würde dir besser stehen, als dieser »schlechte Blumenkranz?«

»Ach nein, gnädige Mama, er würde »doch nicht so schön riechen als die Blumen.«

»Einfältiges Kind! was ist Geruch gegen »Glanz? Du hast gespielt wie ein Engel, »ich muß dich dafür belohnen; — eine Zit»ternadel. —«

Hier erinnerte sich die kleine Adelheid einer Rolle, die ihr, außer der von Säuglingen aufgeschriebenen, von Marianen mündlich aufgetragen war.

Es hatte ein armer Pachter eines Bauerguts auf des Herrn von Hohenauf Wildbahn geschossen. Der Jäger hatte ihm das Gewehr weggenommen. Seit sechs Wochen lag er im Gefängnisse, und man machte ihm den Prozeß, um ihn an die Karre schmieden zu

lassen. Indeß der Wirth und Versorger des Hauses fehlte, schmachteten seine Frau und fünf Kinder im Elende. Die gutherzige Mariane hatte ihnen so gut sie konnte beygestanden. Sie hätte auch längst gern für den armen Gefangenen eine Vorbitte eingelegt, aber sie empfand daß sie es ohne Hoffnung des Erfolgs wagen würde. Sie hatte daher zuerst darauf gedacht, dieses Fest anzustellen, um dabey durch Fräulein Adelheid, den Liebling ihrer Mutter, die Loslassung des Gefangenen zu bewirken, wenn ihre Altern, durch das Vergnügen des Festes in gute Laune gebracht, geneigter seyn möchten ihr Herz dem Mitleide zu öffnen.

Fräulein Adelheid hatte also kaum gehört, daß sie für ihr Spielen belohnt werden sollte; so ergriff sie diese Gelegenheit begierig, fiel ihrer Mutter zu Füßen und rief aus:

»Ach gnädige Mama! wenn Sie mich be»lohnen wollen, so lassen Sie mich selbst die »Belohnung wählen. Geruhen Sie, mir eine »einzige Bitte zu gewähren; schlagen Sie »mir nicht ab, was ich Sie bitten will.«

»Was verlangst du, mein Kind? Ich »kann dir nichts abschlagen.«

»O meine gnädige Mama! so erbarmen »Sie Sich einer armen Frau und fünf Kinder, »alle noch viel kleiner, viel unerzogener als ich, »und die ihren Vater so nöthig haben. Bit»ten Sie den gnädigen Papa, daß er den »armen Jakob loslasse, der im Gefängnisse »liegt; geben Sie das Geld für die Zitter»nadel die Sie mir zugedacht haben, seiner »armen Frau und Kindern.«

»Fräulein,« sagte die Frau von Hohenauf, mit einem Angesichte voll kalten Ernstes *), — »was geht mich und dich das »Diebsgesindel an?«

»Ach gnädige Mama! wenn Sie sehen »sollten, wie elend die Leute sind; wie sie an »allem Mangel leiden was wir im Überflusse »haben, wie sie frieren, wie sie hungern, wie »drey von den Kindern auf elendem Strohe »krank liegen «

---

*) Die deutsche Sprache, an Konversationsausdrücken sehr arm, hat kein eigentliches Wort für Sostenutezza; und doch ist an vielen gnädigen und nicht gnädigen deutschen Herren und Damen die Sostenutezza eine der gewöhnlichsten Eigenschaften.

»Mädchen, woher kannst du dies wissen?«

»Ach, ich habe es gesehen, liebste beste »Mama, ich habe es selbst gesehen.«

»Gesehen? Ich erstaune ganz; wie kömmst »du mit dem Lumpenpacke zusammen? Gleich »gestehe es mir, ich will es wissen!«

Fräulein Adelheid stammelnd blickte Marianen an; die ihre Augen niederschlug. Die Frau von Hohenauf wiederholte ihren Befehl und das Fräulein beichtete:

»Ach meine Mamsell hat mich hingeführt. »Sie glauben nicht, gnädige Mama, wie »gut sie ist; sie hat die armen Leute schon »seit sechs Wochen erhalten, daß sie nicht vor »Hunger und Frost umgekommen sind. Ach »ich habe auch gern mein ganzes Spargeld »hingegeben, mehr konnte ich nicht, aber Sie, »gnädige Mama, können mehr; Sie können »die Kinder glücklich machen, wenn Sie den »Vater loslassen.«

»So, Mademoiselle!« sagte Frau von Hohenauf, indem sie Marianen mit selbstgefälliger Würde über die linke Achsel ansah: »Sie führt meine Fräulein in schöne »Gesellschaft, um Lebensart und Monde zu «lernen.«

»Ach gnädige Mama — «

»Schweig still, das verstehst du nicht. »Es sind Diebe, die deines Vaters Forsten »bestohlen haben, sie müssen hart gestraft »werden, damit sich das andere Gesindel »daran spiegele.«

»Ach der arme Jakob verspricht Besse»rung, er will künftig lieber hungern, als »Wild schießen. Aber gnädige Mama, die »Kinder, die armen kleinen Kinder hatten »nichts zu essen.«

»Schweig! um solch Lumpengesindel mußt »du dich nicht bekümmern.«

»Ach liebste Mama!« rief Fräulein Adelheid schluchzend: »es sind Gottes Geschöpfe, »Menschen wie wir, — und unglücklich! —«

»Fi Fräulein! Ist das auch eine von »den schönen Lehren, die dir deine Mamsell »giebt? Menschen wie du? Du bist von »Stande, die Bauern nicht; sage mir kein »Wort mehr hievon.«

»Ach gnädige Mama! Sie bauen ja das »Getreide, das wir essen. — Mein Großpapa »ist ja auch ein Pachter gewesen, erbarmen »Sie Sich — Großpapa ist ja auch wohl arm »gewesen, ehe er reich ward.« — —

Eine derbe Ohrfeige von der Hand der in äußerste Wuth gesetzten Mutter unterbrach das gute Kind. Bisher war dies wichtige genealogische Geheimniß jedermann so viel wie immer möglich verborgen worden; und hier ward es öffentlich, in einer großen Gesellschaft von turnier- und stiftsfähigem Adel beiderley Geschlechts ausgeplaudert! Dies war freylich ein niederschlagender Vorfall, zumal da in dem Gesichte mancher Umstehenden, denen das Bewußtseyn von sechszehn reinen Quartieren ein gut Gewissen gab, einige Mienen ein wenig Schadenfreude über diese Demüthigung einer mesalliirten Familie erkennen zu geben schienen.

Die Frau von Hohenauf wollte noch einige Minuten Kontenance halten, und fragte das Fräulein mit zorniger Miene, »wer ihr solch dummes Zeug in den Kopf ge»setzt hätte?« Das Kind konnte auf wiederholtes Befragen nicht läugnen, es von ihrer Mamsell gehört zu haben. Dies brachte die Frau von Hohenauf aufs neue in Wuth. Sie befahl Marianen, ihr den Augenblick aus den Augen zu gehen, stieß ihre Tochter von sich, und würde ihr vielleicht nochmals

übel begegnet haben, wenn sie nicht die umstehenden Damen in Schutz genommen und der Frau von Hohenauf durch allerhand Gründe zugeredet hätten, dem Kinde ein unbedachtsames Wort zu vergeben und einem so vergnügten Tage zu gefallen vielmehr ihre Bitte zu gewähren. Aber die Frau von Hohenauf ward durch diese Vorstellungen sehr wenig besänftigt, ob sie gleich sich zwingen und mit verbissenen Lippen höfliche Antworten geben mußte.

Endlich wendete sich die Gräfinn von *** die unter den Vorbitterinnen sich am geschäftigsten erwiesen hatte, an den Herrn von Hohenauf, der bey der ganzen Scene sich noch nicht getrauet hatte ein Wort zu äußern. Sie bat ihn, dem Geburtsfeste seiner Gemahlinn zu Ehren, den Gefangenen loszulassen.

Der Herr von Hohenauf, mit eiskaltem Schweiße vor der Stirne, konnte mehr nicht, als ein gestammeltes »In der That — — »meine gnädige Gräfinn« — — hervor bringen. Es war ihm wirklich gleich unmöglich, einer so vornehmen Dame eine so kleine Bitte abzuschlagen, als wider den ausdrücklich

erklärten Willen seiner Gemahlinn etwas zu thun.

Die Gräfinn, die ihren Mann sogleich übersah, wendete sich abermal an die Frau von Hohenauf, nahm sie bey der Hand, und sagte mit liebreizender Miene: »Die Göt»tinnen können nicht Rache halten, sondern »lieben die Vergebung. Kein Götterfest kann »ohne Wohlthun vollbracht werden. Ich for»dere den Gefangenen von Ihnen als ein »Dessert bey der Abendtafel; wollen Sie uns »ohne Dessert lassen nach Hause fahren?«

Die Frau von Hohenauf hatte unter diesen Reden Zeit gehabt, sich zu besinnen was der Anstand erfordere; sagte also mit gezwungen verbindlicher Miene: »Sie ver»langen von mir eine Sache, wider die ich »gar nichts einzuwenden habe, sondern die »bloß von dem Herrn von Hohenauf ab»hängt. Der ist Erb = Lehns = und Gerichts»Herr. —«

»Nun mein gnädiger Herr von Hohenauf« — sagte die Gräfinn, indem sie sich zu ihm wendete, »habe ich eine Fehlbitte gethan?«

Dieser, mit einemmale seit einer halben Viertelstunde wieder tief frische Luft schöpfend,

machte einen sehr tiefen Reverenz, und murmelte einige Worte her, die obgleich unverständlich, doch nichts anders als seine Einwilligung bedeuten konnten.

Sobald die Gräfinn davon gewiß war, so riß sie Säuglingen, der über den großen Lärmen voll Todesangst da gestanden hatte, den Hut aus den Händen, warf einige Karolinen hinein, und gab ihn ihm zurück. Dieser, erfreut über den Wink, ahmte ihr nach, und ging mit dem Hute in der Hand zu allen anwesenden Gästen, in der ehrenvollen Beschäftigung für bedürftige Unglückliche eine Beysteuer zu sammlen, schämte sich auch nicht, aus Freuden über den glücklichen Ausgang einer Sache, über die ihm von Anfange an das Herz geklopft hatte, manche Thräne fließen zu lassen, worin ihm die Gräfinn und noch mehrere schöne Augen Gesellschaft leisteten. Indem dieses geschah, führte die Gräfinn die zitternde Adelheid zur völligen Versöhnung in ihrer Mutter Umarmung, und erhielt auch, mit einiger Mühe, für Marianen die Erlaubniß, wieder zu erscheinen und durch Küssung des Rocks der Frau von Hohenauf um Vergebung zu bitten, daß sie menschlich gedacht hatte.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0276
DFG

Die Gesellschaft ging darauf in den großen Saal, um sich zum Spiele zu setzen. Säugling aber, der sich ein viel süßeres Vergnügen vorbehielt, schlich nach dem Hinterhofe, ließ einen Wagen anspannen, erlöfete den ganz betäubten Jakob aus dem Gefängnisse, führte ihn selbst wieder zu seiner bisher verlassenen Familie, und schüttete die ansehnliche Summe, die er für sie gesammlet hatte, in den Schooß der Hausmutter aus, die bey so vielem Glücke, das auf so viel Unglück so schnell folgte, vor Freuden verstummte. Er genoß die Wollust, das Haus des Elends und des Klagens in ein Haus der Freude verwandelt zu sehen, genoß den stammelnden Dank des Hausvaters und der Hausmutter, empfand den Druck der kleinen Hände der Kinder, die vor Freude weinend an seine beiden Seiten hingen und neigte sich liebreich zu den lallenden kleinen Kranken, die von ihren Eltern ermuntert, aus dem Strohlager ihre matten Hände empor zu heben suchten, um ihrem Wohlthäter zu danken.

Er hätte sehr gern Marianen mitgenommen, um sie diese süße Scene, die Frucht ihrer menschenfreundlichen Anlage, mitgenießen

zu lassen, wenn er nicht die Denkungsart seiner Tante allzu genau gekannt hätte. Er hatte ein für schöne Handlungen empfindliches Herz, und obgleich seine kleine Eigenliebe nicht ermangelte ihm darüber ein Kompliment zu machen, daß dieser Endzweck durch sein Drama erreichet worden: so war er doch durch Marianens großmüthige Gesinnungen, deren ganzes Verdienst um die unglückliche Familie er jetzt erst in seinem völligen Umfange erfahren hatte, äußerst gerührt. Er stieg bey seiner Zurückkunft sogleich in ihrem Zimmer ab, und nachdem er ihr von seiner kurzen Fahrt Bericht erstattet hatte, ließ er seiner warmen Empfindung freyen Lauf; er pries sie als die Ehre ihres Geschlechts, als die schönste Seele, welche ihrer Tugend wegen das glücklichste Schicksal verdiente.

Mariane, voll von dem heitern Vergnügen des edelmüthigen Wohlthuns, aber von allem Dünkel entfernt, sagte: »Loben Sie »mich einer Kleinigkeit wegen nicht allzusehr! »Ich habe nur eine sehr gemeine Pflicht beob»achtet; denn Sie werden doch nicht glauben, »daß eine weibliche Seele solcher Empfindun»gen

»gen wenfger fähig sey, die billig ein jeder »Mensch haben sollte.«

Indem sie dieses sagte, warf sie, ohne es selbst zu wissen, auf Säuglingen einen Blick der seine ganze Seele traf, einen Blick, wovon diejenigen die er jemals traf, versichern daß er tief empfunden werde, aber daß sich seine Wirkung nicht beschreiben lasse. Professor Stiebritz, der Wolfische Philosoph, würde ihn vielleicht folgendermaßen definirt haben: »Es sey ein Blick gewesen, wodurch auf ein»mal Säuglings symbolische Kenntniß von »Marianens Vollkommenheiten anschauend »geworden sey.« So viel ist gewiß, daß von diesem Augenblicke an, mit seiner Hochachtung für Marianen eine wahre Freundschaft verknüpft ward. Wenn nun, wie man sagt, die Freundschaft zwischen Personen zweyerley Geschlechts sehr bald einen viel zärtlichern Namen zu verdienen pflegt; so ging in diesem Augenblicke in Säuglings Herzen eine Veränderung vor, deren ganze Wichtigkeit er erst in der Folge spürte.

Fünfter Abschnitt.

Wenig Tage darauf brachte Säugling ein Gedicht auf die Errettung des armen Pachters zu Stande, welches an Marianen gerichtet und worin ihr Lob sehr klüglich mit dem seinigen verbunden war. Mariane las dieses Gedicht mit Wohlgefallen; denn es wehte darin eine in Säuglings Liedern sonst ungewohnte Wärme der Empfindung, womit ihr Herz innig sympathisirte. Auch ihr Lob las sie mit geheimem Vergnügen. Wenn es es einem jungen Frauenzimmer überhaupt leicht zu vergeben ist, daß sie sich von einem ganz artigen und witzigen jungen Menschen nicht ungern loben läßt; wie viel eher war ihr hier zu verzeihen, da sie fühlte, daß sie mit Wahrheit, und über eine aus der unbescholtensten Neigung fließende That gelobt wurde?

Dies war der Anfang einer nähern Bekanntschaft zwischen beiden. Sie gingen oft, bey den ersten heitern Blicken der Sonne nach dem Winter, im Garten spazieren. Säugling las ihr seine Gedichte vor, hörte mit innerer Zufriedenheit ihren Beyfall, und ließ sich auch

ihre Verbesserungen sehr wohl gefallen, welche sie ihm mit so großer Bescheidenheit als feiner Empfindung zuweilen an die Hand gab. Kurz er betrachtete sie als eine Muse, die ihn zu neuem Schwunge seiner Gedichte begeistern konnte, sie ihn als einen angenehmen Gesellschafter, der sie ihrer Neigung nach, mit Lektur und Gesprächen angenehm zu unterhalten wußte.

Anfänglich hatten beide bei ihrem vertrauten Umgange keine andere Absicht als diese. Da Säugling aber Marianen täglich sah, und täglich an ihrer Person und an ihrem Geiste neue Schönheiten entdeckte; so verlor er sich endlich in Bewunderung. Er empfand, er wußte nicht was, und betrug sich dabey, er wußte nicht wie; daher er in seinem Wesen trübsinnig und ängstlich ward. Als nun Mariane, der wahren Ursach unwissend, ihn darüber zuweilen, in einem Anfalle von lustiger Laune, ein wenig aufzuziehen pflegte; so gerieth er in noch größere Verlegenheit, und trauete sich nicht nur ein Wörtchen von seinen innigen Gefühlen zu sagen. Er nahm seine Zuflucht zur Dichtkunst, und ließ in die Gedichte, die er Marianen vorlas oder sie

selbst lesen ließ, unvermerkt ganz kleine Züge seiner Empfindung einfließen, aber mit vieler Zurückhaltung, wie ein furchtsamer Mensch, schüchterner Poet, und bescheidener Liebhaber. Mariane fühlte keine von allen diesen feinen Anspielungen. Säugling wußte nicht was er beginnen sollte, ward noch ängstlicher in seinem Betragen, verehrte Marianen stillschweigend, kam allem ihrem Begehren aufs dienstwilligste zuvor, hielt sich sehr belohnt wenn er einen lächelnden Blick von ihr erhielt; und in Ermangelung dessen, war es schon Seligkeit, wenn er sie nur sehen und mit schweigender Zärtlichkeit aus ihren Augen die Nahrung seines Daseyns ziehen konnte.

Es ist leicht zu erachten, daß er alle Gelegenheiten in Marianens Gesellschaft zu seyn, werde mit Sorgfalt aufgesucht haben; aber auch dabey mußte er sehr behutsam zu Werke gehen. Die Gesinnungen der Frau von Hohenauf waren ihm so genau bekannt, daß er schon bey dem Gedanken zitterte, sie möchte von seiner Zuneigung zu Marianen etwas merken.

Mariane war ohnedies seit dem unglücklichen Geburtsfeste noch in Ungnade, ob ihr

gleich die Frau von Hohenauf dem Anscheine nach vergeben hatte. Es halfen keine reichen Garnituren, womit sie die Kleider der gnädigen Frau schmückte, kein neuer Kopfputz nach dem letzten Geschmacke gesteckt, nicht dreyfache Manschetten von den feinsten Netzchen, die ihre kunstreiche Hand mit Blumen von Kammertuch unterlegt, und mit fünferley Pointstichen durchbrochen hatte. So angenehm auch diese Opfer waren, wodurch der Zorn der Frau von Hohenauf sollte versöhnt werden: so schienen doch Marianens Sünden fast in die Klasse der unvergeblichen zu gehören; denn sie hatte den Fräulein nicht nur die bürgerliche Herkunft ihrer Mutter entdeckt, sondern sie sogar mehr zu guten Menschen als zu Putzdamen erziehen wollen.

Daher war die Frau von Hohenauf seit der Zeit gegen Marianen mehr als gewöhnlich zurückhaltend, und wiederholte öfter noch die weisen Lehren, gute Romane zu lesen und den Fräulein das Air allemand abzugewöhnen. Daß Mariane sich unterstehen könnte, den Fräulein deutsche Bücher in die Hände zu geben, wäre der Frau von Hohenauf gar nicht in den Sinn gekommen. Unglücklicherweise

aber traf sie einst Fraulein Adelheid, welche aus der Bestimmung des Menschen ihrer Hofmeisterin die menschlichen Erwartungen *) vorlas. Die Frau von Hohenauf, die durchaus nicht wollte daß ihre Töchter andere Erwartungen haben sollten, als geputzt, bewundert, angebetet, reiche und galante Frauen, und wo möglich Hofdamen zu werden, konfiscirte augenblicklich das Buch; schon als deutsch. Nachdem sie aber eine halbe Viertelstunde lang den Inhalt untersucht hatte, warf sie es mit großem Ungestüme in den Kamin, als höchstverderblich für alle Fräulein, die in der großen Welt ihr Glück machen wollen.

Von diesem Augenblicke an war das Vertrauen der Frau von Hohenauf zu Marianen so sehr vermindert, daß es jedermann wahrnahm. Nun glich dieses vornehme Haus vollkommen einem Hofe, wo dem der in Ungnade fällt, von allen Hofleuten der Rücken zugekehret wird; daher vermieden alle Hausgenossen Marianen, und auch Säugling mußte aus Furcht Aufsehen zu erwecken, oft die

*) Nach der Ausgabe Leipzig 1768. S. 119.

besten Gelegenheiten vorbeygehen lassen, sich mit ihr zu unterhalten. Dieser Zwang ward ihm in Kurzem sehr peinlich, und wenn er sich nicht noch durch Versmachen hätte Luft schaffen können, würde seine ohnedies eben nicht starke Seele von der Beklemmung zusammengedrückt worden seyn. Seine Liebe zu Marianen fing an durch die Hindernisse noch inniger zu werden, und sie zu verschweigen ward ihm nach und nach unerträglich: daher nahm er sich vor, sobald als möglich das Stillschweigen zu brechen.

An einem heitern Mayntage ging Mariane nach dem Mittagsessen in den Garten. Säugling folgte ihr von weitem, und als er so weit vom Hause entfernt war daß er nicht bemerkt zu werden glaubte, eilte er ihr nach um sie einzuholen. Sein Herz klopfte ihm über dem muthigen Vorhaben, ihr seine so lange verschwiegene Liebe zu offenbaren; je näher er ihr kam, desto mehr goß sich ein zärtliches Schaudern durch alle seine Glieder, und da er sie endlich erreichte, und sie stehen blieb um ihn zu bewillkommen, sah er starr in ihre hellblauen Augen, die Zunge stammelte, der Athem fehlte ihm, und nach einem

Stillschweigen von anderthalb Minuten sagte er endlich:

»Es ist heute wirklich recht sehr schönes »Wetter.«

»Die Bemerkung ist eines so witzigen Kopfes recht sehr würdig!« sagte Mariane lächelnd, »Sie hatten in der That das Ansehen, als ob Sie mir etwas Wichtigeres sagen wollten.«

Säugling durch diese Antwort niedergeschlagen, sah sie abermal starr an, und schwieg einige Minuten lang stille.

»Aber wie kommt es,« fuhr Mariane fort, »daß Sie heute eine so tragische Physiognomie »annehmen? Sehen Sie, wie alles um Sie »herum erfreut ist; diese blaue Veilchen, wie »sie hervorsprossen und angenehmen Duft verbreiten.« Hier pflückte sie einige Veilchen und überreichte sie ihm.

Säugling nahm den Strauß an, betrachtete ihn, und seufzte.

»Wie sind doch die schönen Geister so nachsinnend! Mich dünkt ich sehe es an Ihren »Augen, daß Sie denken:

»Ich sah den jungen May,
»Seine Silberglocken

»Hingen um den Schlaf.
»Als er vom Himmel fuhr,
»Blühten alle Wipfel;
»Als er den Boden trat,
»Ließ er Violen und Hyacinthen im Fußtritt
»zurück« *).

Säugling schlug die Augen auf und antwortete: »Ach nein! meine Seele ist zu voll, »um die Schönheiten der Natur zu empfin»den.«

»Ausgenommen die Schönheit des Wet»ters? —«

»Spotten Sie meiner nicht. Bloß weil ich »meine innigste Gedanken mich nicht zu sagen »getrauete, sagte ich etwas ganz Gemeines.— »Ach, Mariane! Sie haben recht, ich hätte »Ihnen etwas viel Wichtigeres zu sagen. —«

»Nun so sagen Sie doch an! —«

»Sehen Sie diese Veilchen, sie sind klein, »aber verbreiten süßen Duft. Die allgewal»tige Kraft der Sonne lockt sie aus der Erde »hervor, ohne sie würden sie weder blühen »noch duften. Ach, meine Mariane! Ich bin »dieses Veilchen, Sie sind meine Sonne. —«

Mariane erröthete, und nachdem sie eine

*) Ramlers lyrische Gedichte. Berlin 1772. S. 266.

halbe Minute lang Luft geschöpft hatte, sagte sie mit niedergeschlagenen Augen: »Sie ha»ben mich für meinen kleinen Scherz doppelt »bezahlt; ich werde mich hüten müssen, wie»der zu scherzen.«

»O schönste Mariane, suchen Sie nicht »Scherz aus einer Sache zu machen, die mir »so ernsthaft ist. Schon lange hat Sie mein »Herz stillschweigend angebetet, aber nun »kann ich nicht mehr schweigen. Ich muß »Ihnen sagen was ich für sie empfinde, daß »ich Ihre Schönheit, Ihre Tugend verehre,— »darf ich es sagen, — daß ich Sie liebe, daß »ich nie aufhören werde Sie zu lieben, daß »ich —«

»Nein! Wahrlich! Sie machen daß ich »mich wegbegeben muß. —« Sie trat einen Schritt zurück.

»Grausame! So können Sie mich verlas»sen? Nein! zu Ihren Füßen wiederhole ich »Ihnen, daß Sie meine ganze Seele liebt, »daß ich ewig —«

»Ich bitte Sie, stehen Sie auf — — —«

»Nein! Ich stehe nicht auf, bis Sie mein »Schicksal bestimmen, bis Sie mir sagen, ob »ich hoffen darf von Ihnen wieder geliebt zu »werden. —«

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0288
DFG

»Ich bitte Sie nochmal, stehen Sie auf. »Was soll man von uns denken, wenn je»mand dieses Weges kommt. Sie wissen, »daß ich Sie beständig geschätzt habe, so wie »Sie es auch verdienen — aber Sie wissen »auch selbst, unsere beiderseitige Lage ist so »beschaffen, daß zwischen uns keine nähere »Verbindung statt finden kann.«

»Warum nicht? Warum nicht? Lassen Sie »mich nur in Ihr Herz sehen, lassen Sie mich »erfahren, ob es mich wieder liebt, und alle »Schwierigkeiten verschwinden. — Sagen Sie, »schönste Mariane, ich beschwöre Sie, ob Sie »mich hassen können? —«

»Stehen Sie doch nur auf — Ich habe »Sie nie gehasset. —«

»Wie könnten Sie auch mich hassen, da »ich Sie aufs innigste liebe! Aber darf ich »für die reinste, für die zärtlichste Liebe, von »Ihnen Gegenliebe hoffen?« — Hier küßte er ihr voll Inbrunst die Hand —

Mariane erröthete abermals — »Ich bitte »Sie, dringen Sie nicht ferner in mich —«

»Lassen Sie mich mein Schicksal erfahren. »Darf ich hoffen, so bin ich der glücklichste »Sterbliche. Fragen Sie Ihr Herz, lassen

»Sie mich dessen Empfindungen wissen. Sie »seufzen? Wie glücklich wäre ich —«

»Dringen Sie nicht ferner in mich. — »Mein Herz hat Sie beständig geschätzt, »aber —«

»O wie glücklich bin ich! Sie lieben mich, »Schönste!« — Hier küßte er abermal ihre Hand. Mariane zog die Hand zurück und richtete ihn auf:

»Ich bitte Sie, stehen Sie auf, und ge»ben Sie nicht einer wilden Leidenschaft Ge»hör. In der Hitze derselben denken Sie, »was Sie vielleicht bey kälterer Überle»gung —«

»Wie! Ich sollte untreu, ich sollte unbe»ständig werden? Nein, meine Schönste! be»stätigen Sie mir nur, daß ich Ihre Liebe »hoffen darf, und meine Liebe wird nicht »wanken, es mag auch geschehen was da »wolle. Die Liebe wird mich lehren, den »äußersten Gefahren zu trotzen.«

»Warum wollen Sie aber Sich und mich »den äußersten Gefahren bloß geben? Unter»drücken Sie lieber eine Leidenschaft, die Sie »und mich nicht glücklich machen kann. Ich »will aufrichtig mit Ihnen reden. Mein Herz

»hat Sie nie gehasset. Sie haben viel lie»benswürdige Eigenschaften, die ich hochschä»tzen muß; aber ich wiederhole es nochmals, »geben Sie der Vernunft Gehör, und be»denken Sie, daß unüberwindliche Schwierig»keiten — —«

»O, meine Schönste, der Liebe sind keine »Schwierigkeiten unüberwindlich. Lieben Sie »mich nur — —«

»Wir wollen lieber die Schwierigkeiten »vermeiden, als Sie zu überwinden suchen. »Ich schätze Sie aufrichtig hoch; damit seyn »Sie zufrieden. Ich werde beständig Ihre »wahre Freundinn seyn, aber —«

Indem sie dieses sagte, trat wider alles Vermuthen hinter einer geschnittenen Hecke die Frau von Hohenauf hervor, die seit der letzten Entdeckung von Marianens deutscher Lektur mißtrauisch, beständig alle ihre Schritte beobachtet hatte. Sie schalt ihren Neffen heftig aus, wegen seiner niederträchtigen Neigung gegen ein gemeines Mädchen. Der armen Mariane aber machte sie die bittersten Vorwürfe, daß sie einen jungen Menschen von Stande verführen wollte, welchen Ausdruck sie oft wiederholte. Sie verbot ihr aufs

nachdrücklichste, ihren Neffen je wieder allein zu sehen, und ließ sie auch von der Zeit an nicht einen Augenblick aus den Augen.

Indeß würde ihr freylich diese genaue Aufsicht auf zwey Liebende bald sehr beschwerlich geworden seyn, wenn nicht zwey Tage darauf Herr Rambold, der Hofmeister den der alte Säugling seinem Sohne sendete, angelanget wäre. Sie säumte also nicht, sondern schickte beide nach ein paar Tagen auf die Universität wohin sie bestimmt waren, und empfahl dem Hofmeister, auf Säuglings Aufführung ein wachsames Auge zu haben.

Der verliebte Säugling war trostlos. Seine Seele zerschmolz in Zärtlichkeit, aber war auch von Zärtlichkeit so voll, daß kein einziger Gedanke, wie es möglich seyn sollte Marianen vor seiner Abreise zu sehen, darin Platz finden konnte. Je mehr er daran dachte, desto unmöglicher schien es ihm. Ihm fiel keines von den sinnreichen Mitteln ein, welche die Romanenschreiber unserer lehrbegierigen Jugend so freygebig an die Hand geben: z. B. auf einer Strickleiter ins Fenster zu kriechen; sich in einen Kasten sperren und zu ihr bringen zu lassen; sich einen doppelten

Schlüssel zu verschaffen, um ihre Thüre zu öffnen; ja nicht einmal die einfältigen auch außer Romanen so oft ausgeübten Mittel, das Kammermädchen zu bestechen, oder unter dem Fenster der Schönen hin und her zu spazieren, und so lange zu husten oder zu pfeifen, bis sie am Fenster erscheine. Da ihm also gar kein Anschlag in den Sinn kommen wollte, so mußte er mit schwerem Herzen abreisen, ohne von seiner Geliebten Abschied zu nehmen.

Als er an den Ort seiner Bestimmung anlangte, nahm seine Traurigkeit sehr zu. Er wendete sich zu seiner gewöhnlichen Zuflucht, der Dichtkunst, und schrieb eine Heroide unter dem Namen des Leander an die Hero, worin er seinen ganzen zärtlichen Schmerz über die Abwesenheit seiner Geliebten auszudrücken suchte. Nachdem er damit meist fertig war, fiel ihm plötzlich der Gedanken ein, daß er nicht die geringste Hoffnung habe diese Epistel seiner Geliebten in die Hände zu bringen. Er ging mit dem Papiere in der Hand in seinem Zimmer so tiefsinnig auf und nieder spazieren, daß er seinen Hofmeister nicht eher erblickte als bis derselbe vor ihm stand, ihm das

Papier aus der Hand nahm und es lächelnd durchlas.

Säugling sank vor Schrecken beynahe nieder, weil er für sich und seine Geliebte aus dieser Entdeckung die schlimmsten Folgen fürchtete. Glücklicherweise für ihn gehörte Rambold nicht zu den mürrischen Hofmeistern die ihrer untergebenen Jugend alles Vergnügen versagen. Vielmehr hatte er sehr politisch berechnet, daß ein junger reicher Patricier nur ein oder zwey Jahre auf Universitäten von seiner Aufsicht abhange, hingegen hernach viel länger — weil Väter sterblich sind, u. s. w. — seines Vermögens genießen, und seinem Hofmeister eine kleine bewiesene Gefälligkeit reichlich vergelten könne. Anstatt also Säuglingen zu schelten, zog er ihn bloß wegen seiner zuckersüßen Empfindungen ein wenig auf; denn er war ein witziger Kopf, der in den verschiedenen Stationen seines Lebens, die Seele aller Kotterieen Schmäuse und Trinkgesellschaften gewesen war. Endlich um Säuglingen, der noch immer in großer Verlegenheit da stand, gänzlich zu beruhigen, versprach er ihm treuherzig, er wolle es selbst seine Sorge seyn lassen, die zärtliche Epistel

in

in Marianens Hände zu bringen. Er sagte ihm auch, daß er dies durch Hülfe des Kammermädchens der Frau von Hohenauf bewerkstelligen werde; denn er hatte mit derselben, während seines zweytägigen Aufenthalts auf dem Gute des Hrn von Hohenauf, eine so vertraute Bekanntschaft gemacht, daß er ihr eine solche Verrichtung gar wohl glaubte auftragen zu können.

Unterdeß befand sich Mariane in großer Unruhe. Säuglings Zuneigung zu ihr hatte schon lange vorher ehe er sie gestand, ihrer weiblichen Scharfsichtigkeit nicht entgehen können. Sie hatte Wohlgefallen daran gehegt, nur als an der bloßen Höflichkeitsbezeugung eines artigen jungen Menschen, ohne zu denken daß diese sich jemals in eine feurige Liebe verwandeln, oder daß diese Liebe Eindruck auf sie machen könne. Als er nach seiner Liebeserklärung zugleich in demselben Augenblicke von ihr getrennet ward, fand sie zwar ihr Herz tief verwundet, glaubte aber, daß dies von ihrer beleidigten Empfindlichkeit, und vom Widerwillen gegen die Härte der Frau von Hohenauf herrühre. Nur nach Säuglings Abreise, da sie in der Heftigkeit

ihrer Leidenschaft sich vorstellte, daß sie ihn nie wiedersehen würde, merkte sie erstlich, vor sich selbst erröthend, wie sehr sie ihn liebte. Bald war sie zornig, daß er nicht von ihr Abschied genommen hatte, bald entschuldigte sie ihn mit dem Gedanken, wie untröstlich er selber seyn müsse, und dieses Bild ihrer Einbildungskraft selbst machte ihn ihrem Herzen liebenswürdiger. Jeden Ort wo sie ihn gesehen hatte, besuchte sie mit einer zärtlichen Schwermuth, und des Nachts stand sein geliebtes Bild beständig vor ihren Augen.

Einst ergriff sie von ungefähr die Lettres d'une Religieuse portugaise, die sie, auf Befehl, so oft ihren Fräulein ganz ruhig vorgelesen hatte. Sie erstaunte darüber, daß ihr jetzt die Bilder so belebt, die Klagen so herzrührend, die Empfindnisse so tief aus der Seele herausgezogen schienen, welches alles sie vorher gar nicht bemerkt hatte. So sehr wahr ist es, daß Bücher voll verliebter Empfindungen, die auf den Weisen und Gleichgültigen wenig Eindruck machen, in ein junges unerfahrnes Herz, das den ersten Eindrücken dieser gefährlichen Leidenschaft offen steht, den süßen Gift weit tiefer hineinflößen als selbst

die Reden des Geliebten. Die erhitzte Einbildungskraft, mit ihren eigenen Geschöpfen nach Belieben spielend, stellt die Empfindnisse viel reiner und inniger vor, als sie in der wirklichen Welt seyn können, in der sie mit hundert ganz gemeinen gleichgültigen Umständen vermischt, und dadurch gemildert werden.

Nun wurden die Briefe der portugiesischen Nonne Marianens tägliche Lektur. Sie wünschte, daß ihr Säugling solche Briefe voll Liebe und Beständigkeit schreiben möchte als der Ritter v. C., und sie gelobte sich selbst, ihm mit eben so viel Inbrunst und Sehnsucht zu antworten als dessen Geliebte. In einem Briefwechsel dieser Art sah sie eine so anmuthige Beschäftigung voraus, daß sie die Zeit nicht erwarten konnte bis er seinen Anfang nehmen würde. Es waren schon einige Wochen verlaufen, und sie hatte schon alle zärtliche Gründe erschöpft, um das Stillschweigen ihres Geliebten zu entschuldigen; als ihr das Kammermädchen Säuglings Heroide, mit einem prosaischen Briefe begleitet, übergab, worin er alles ausgedrückt hatte was er bey ihrer beiderseitigen

Trennung empfand, und sie beschwor ihn wenigstens schriftlich wissen zu lassen, daß sie gegen seine Zärtlichkeit nicht unempfindlich sey: wozu er ihr das Kammermädchen als ein sicheres Werkzeug empfahl.

Die verliebte Mariane las beide Sendschreiben mit heftiger Begierde, und überlas sie fünf oder sechsmal mit noch innigerm Vergnügen. Als sie sich aber niedersetzen wollte um sie zu beantworten, durchdrang sie die unaussprechliche Empfindung eines wohlgezogenen Frauenzimmers, die immer mit gewissenhafter Strenge ihre Pflichten beobachtet, und noch nie einen Schritt gethan hat den sie hätte verhehlen dürfen. Erröthend erschrak sie vor sich selbst. Ob ihr gleich in den süßen Vorstellungen ihrer Einbildungskraft oft der Wunsch entfahren war, die Feder ansetzen zu können, um ihre innerste Neigungen auszudrücken; so sank sie ihr doch nun aus der Hand, und je öfter sie es versuchte desto mehr verlor sie den Muth es zu wagen. Auch half es nichts, daß das Kammermädchen mehrmal erinnerte, ihr auf den Brief eine Antwort zu geben. Im Gegentheile da das dienstwillige Mädchen, welcher die seinen Ekru-

pel die Marianens Gemüth beunruhigten, in ihrem Leben nie in den Sinn gekommen waren, die ganze Sache sehr auf die leichte Achsel nahm; so mußte dies noch widrigere Wirkung thun, indem Marianens Zartgefühl dadurch die Sache von einer Seite zu betrachten anfing von der sie bald den Blick wegwandte, aus Furcht allzusehr darüber nachzudenken.

Sechster Abschnitt.

Säugling war von allem Troste verlassen, als er erfuhr, daß Mariane weder seine Poesie noch seine Prose einer Antwort würdigen wolle. Er hielt sich für den unglücklichsten unter allen Menschen, und wußte, da seine Dichtkunst die erwartete Hülfe nicht leistete, jetzt bloß zu bittern Thränen seine Zuflucht zu nehmen. Rambold hingegen, der bey weniger Zärtlichkeit, etwas mehr Erfahrung besaß, und dem das Kammermädchen auch in ihrem Antwortsschreiben einen gewissen Wink gegeben hatte, that keck den Vorschlag, daß Säugling, in seiner Gesellschaft, insgeheim nach dem Gute der Frau von Hohenauf

reiten, und Marianen besuchen sollte. Säugling erschrak vor diesem Gedanken, sowohl wegen dessen Folgen, als wegen der Beschwerlichkeit eines Ritts von fünf Meilen. Allein Rambold wußte diese Bedenklichkeiten mit seinem gewöhnlichen Witze lächerlich zu machen, so daß Säugling anfing, diesen Vorschlag nur von der angenehmen Seite zu betrachten, und darin willigte.

Sie ritten also an einem schönen Sommermorgen aus; und Säugling, über seinen eigenen Muth erstaunt, kam sich, nachdem er eine Meile zurückgelegt hatte, und die Beschwerlichkeiten der Reise zu empfinden anfing, als ein anderer Leander vor, der durch die Gefahr der wilden Wellen zu seiner geliebten Hero eilte. Sie langten des Abends sehr ermüdet auf einem Vorwerke an, das etwa zweyhundert Schritte von dem Dorfe entlegen war. Des andern Morgens sehr früh ermannte sich Säugling, seiner Müdigkeit ungeachtet, und wanderte mit Rambold nach dem herrschaftlichen Garten, in den sie durch eine von dem schlauen Kammermädchen geöffnete Hinterthür traten. Sie führte Säuglingen ferner nach einer etwas abgelegenen

grünen Laube, wo Mariane, in der Meinung ganz allein zu seyn, mit süßer Schwermuth Säuglings Heroide las.

Mariane that einen lauten Schrey, als sie ihn erblickte, und wollte forteilen. Ihre Füße versagten ihr aber glücklicherweise diesen Dienst; denn der zitternde Säugling war selbst in so großer Verlegenheit, daß er schwerlich Besonnenheit genug gehabt haben würde, sie zurück zu halten. Er stand mit herunterhangenden Händen, wie ein stummes Bild da, und es währte einige Minuten, ehe er mit stammelnder Zunge eine Entschuldigung seiner Verwegenheit vorbrachte. Da er in Marianens Augen keinen Zorn wahrnahm, so faßte er das Herz sich ihr zu Füßen zu werfen, ihr nochmals die ganze Innigkeit seiner Liebe zu entdecken, und sie um Gegenliebe anzuflehen. Mariane wollte noch zurückhalten, aber sie konnte ihrer innern Zärtlichkeit selbst nicht Widerstand thun, und entdeckte, unter sanftem Erröthen, alles was sie für ihn fühlte. Säugling glaubte in den dritten Himmel versetzt zu seyn, dankte ihr mit den herzrührendsten Ausdrücken, und beide schworen sich unverbrüchliche Treue und Zärtlichkeit.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0301
DFG

Sie hatten sich so viel zu sagen, daß einige Stunden vergingen, ehe sie von einander schieden. Die Wollust dieser Unterredung war zu groß, als daß nicht noch mehrere gleich geheime Zusammenkünfte auf diese hätten folgen sollen, in denen beide Liebenden ihre Herzen aufs genaueste mit einander vereinigten, und den süßesten Reiz in dem Versprechen fanden, alles Widerstandes ungeachtet sich ewig zu lieben.

Indeß hatte die Frau von Hohenauf insgeheim erfahren, daß Mariane täglich sehr früh aufstände, in den Garten ginge, und sich daselbst einige Stunden aufhielte. Sie schlich ihr eines Tages nach, ohne die wahre Ursache nur im geringsten zu vermuthen, und behorchte das verliebte Paar, als sie eben in der zärtlichsten Unterredung waren. Sie kam außer sich vor heftiger Wuth, fuhr wie eine Furie auf die arme Mariane los, belegte sie mit den schimpflichsten Namen, stieß sie aus der Laube weg; und indem sie dem ganz erschrockenen Säugling, der wie eine unbewegliche Bildsäule da stand, zuschrie, ihr nimmermehr wieder vor die Augen zu kommen, schleppte sie die halbtodte Mariane nach dem Hause zu.

Säugling stand noch einige Zeit in zitternder Unthätigkeit, bis er sich endlich besann, es werde am besten seyn, wegzugehen. Er fand aber zu seinem großen Erschrecken die Hinterthür des Gartens verschlossen. Rambold, der sich mit dem Kammermädchen, in einem etwa funfzig Schritte von der Laube entfernten ziemlich dichten Gebüsche befand, vielleicht um ihr ein Kapitel aus dem vierten Bande der Insel Felsenburg zu erklären, war bey dem ersten Lärmen davon gelaufen, und hatte in der Eil die Thüre hinter sich zugeschlagen. So sah sich der arme Säugling allein und eingeschlossen, und wußte nicht, was vor Angst zu beginnen. Er konnte keinen Ausgang finden; denn über die Mauer zu steigen, ob sie gleich nicht sehr hoch war, war für ihn eine unmögliche Sache, er fing also an zu zittern, als wäre er in der Gewalt seines ärgsten Feindes. Nachdem er aber eine Viertelstunde im Garten in der Irre gelaufen war, fiel ihm endlich ein, daß die große Gartenthüre offen seyn möchte. Sie war es wirklich, und er ging, ohne von jemand bemerkt zu werden, mit Zittern und Zagen durch den Hof und durch das Haus, auf die freye Straße des Dorfs.

Nun eilte er mit verdoppelten Schritten nach dem Vorwerke, wo er die Pferde schon gesattelt und Rambolden seiner erwartend antraf. Sie setzten sich sogleich zu Pferde, Säugling in der größten Traurigkeit, die durch Rambolds Lustigkeit und Schrauberey nicht zu mildern war. Sie brachten auf der Zurückreise zwey Tage zu; demungeachtet legte sich Säugling sogleich bey der Ankunft ins Bette, um sich theils von einem Fieber heilen zu lassen, welches die Gemüthsbewegung, theils von einigen andern kleinen Beschwerlichkeiten auszuruhen, welche ein Ritt von fünf Meilen seinem zarten Körper zugezogen hatte.

Der unglücklichen Mariane ward von der Frau von Hohenauf mit der äußersten Härte begegnet. Keine Entschuldigung ward angenommen, die schimpflichsten Vorwürfe wurden nicht gesparet. Ohne die Furcht, daß Säugling durch ihr Unglück noch näher mit ihr verbunden werden möchte, wäre sie sogleich auf die Straße geworfen worden. Sie ward also eingesperrt, bis sich eine Gelegenheit fände sie gänzlich wegzuschaffen.

Die Frau von Hohenauf besann sich, daß

die Gräfinn von *** bey ihrer Anwesenheit, im Diskurse beyläufig geäußert hatte, sie wünschte eine Person von guter Aufführung und von Talenten um sich zu haben, die ihr Gesellschaft leisten und ihr vorlesen könnte. Die Gräfinn, obgleich aus einem der ältesten Geschlechte und unter der Pracht und den Lustbarkeiten des Hofes erzogen, schätzte Verdienst mehr als Adel, und die Schönheiten der Natur und eine in der Stille wohlverbrachte Zeit mehr, als glänzenden Pomp. Dies war den Neigungen der Frau von Hohenauf so schnurgerade zuwider, daß zuweilen zwischen ihnen einiger Wortwechsel darüber entstanden war; daher die letztere die erstere — wie es immer zu geschehen pflegt, wenn ein Thor gegen einen Klugen Unrecht hat — herzlich zu hassen anfing, ob sie gleich freylich, dem Wohlstande gemäß, eine Dame von diesem Range äußerlich mit den größten Freundschaftsbezeugungen überhäufte.

»Ha! sagte die Frau von Hohenauf, für »diesen Zieraffen wird die schöne Mariane »eine würdige Gesellschaft seyn.« Hierzu kam, daß die Güter der Gräfinn an fünf und zwanzig Meilen entfernt lagen, indem sie zur

Zeit des Geburtsfestes, nur um eine Verwandtinn zu besuchen, in diese Gegend gekommen war. Die Frau von Hohenauf schrieb also an die Gräfinn, und trug ihr Marianen zur Gesellschafterinn an, doch ohne die wahre Ursache dieses Vorschlags im geringsten zu erwähnen. Die Gräfinn, welche sich Marianens Betragen gegen den armen Pachter noch mit Vergnügen erinnerte, antwortete nach Wunsche.

Nun trat die Frau von Hohenauf in Marianens Gefängniß, zwang sich zu einer Freundlichkeit, die ihr gar nicht von Herzen ging, stellte ihr die unverdiente Gnade vor, daß sie ihr, anstatt sie zu strafen, einen so guten Platz verschafft habe. Sie versicherte zugleich, sie wolle alles Vergangene vergessen, verlangte aber auch von Marianen das Versprechen, alle Verbindung mit Säuglingen aufzuheben, ja ihm nie ihren Aufenthalt zu melden.

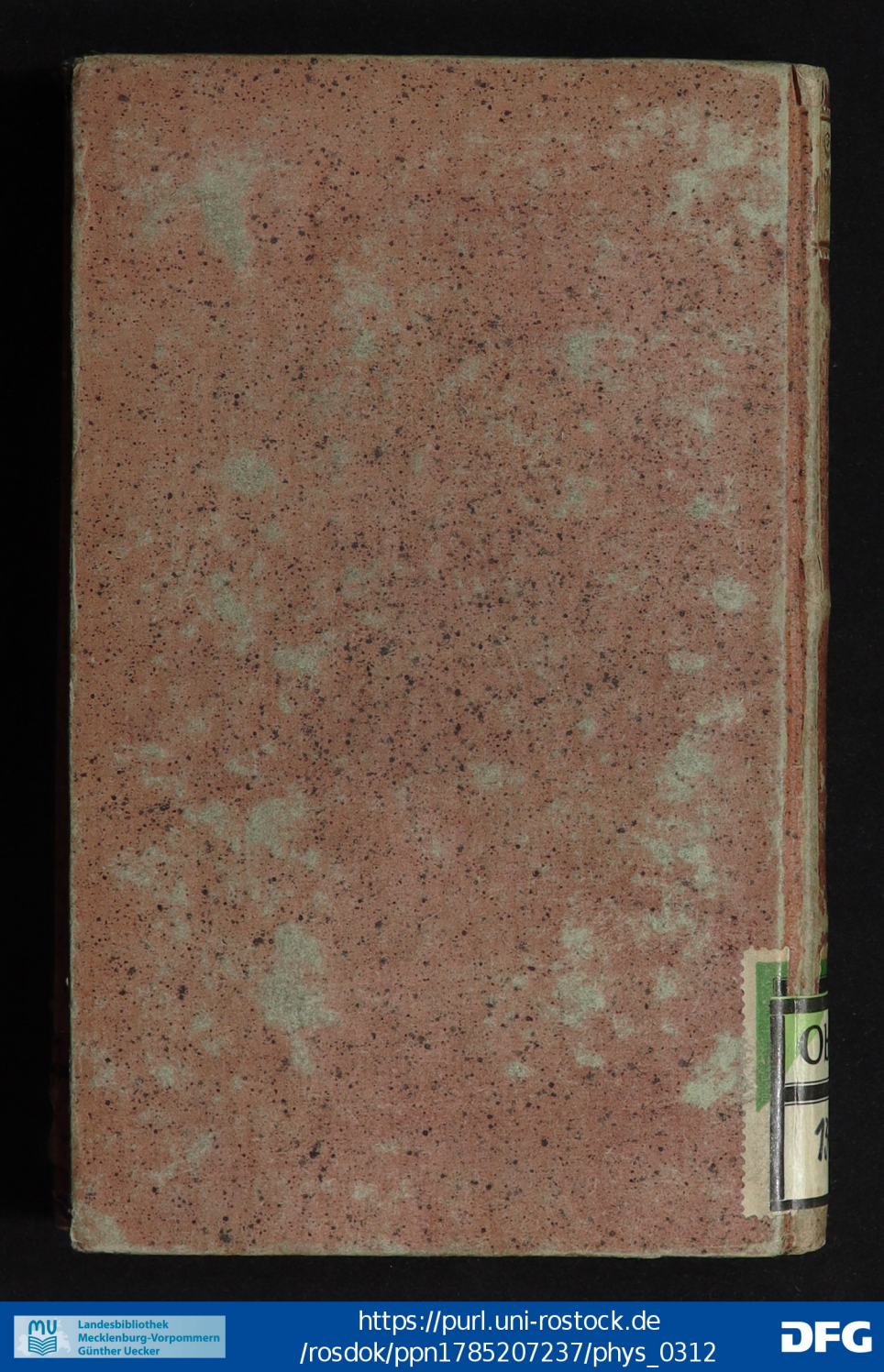
Mariane, die einige Wochen in großer Verlegenheit über ihr jetziges und künftiges Schicksal zugebracht hatte, war sehr erfreut, daß es eine so glückliche Wendung nahm. Sie hatte die vortreflichen Gesinnungen der

Gräfinn, bey derselben Anwesenheit, kennen lernen, und sah also sehr wohl ein, daß der Vorfall mit Säuglingen derselben Zutrauen zu ihr mindern könnte. Sie versprach daher mehr als verlangt wurde, nehmlich niemand, wer es auch sey, das geringste von der Sache zu entdecken; ja sie versprach sich selbst, wenn sie von Säugling nichts mehr hörte, ihn ganz zu vergessen, und hoffte dadurch wieder so ruhig zu werden als vormals, ehe sie die Wirkungen dieser unglücklichen Liebe erfuhr.

Um jedermann den Ort ihres künftigen Aufenthalts zu verbergen, ward sie des Nachts, mit Postpferden, nach einer nicht weit von den Gütern der Gräfinn gelegenen Stadt gebracht, wo ein Wagen der Gräfinn auf sie wartete, um sie abzuholen.

Ende des dritten Buchs.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0307
DFG



Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1785207237/phys_0312
DFG

t sogleich des deut-
sen werde. Laß den
ten, laß den men-
phen, laß den ein-
der auftreten, und
on, Wohl des Men-
taats erfordere, daß
r Lehren wegen ver-
r, sobald er ein gu-
Lande jage; er wird
sie in der Kenntniß
ts so unwissend sind.
Die gesunde Vernunft
nds voll Verachtung
Kirchenrecht so wenig
echt müsse nach der
en; sondern es gelte
so sammelt der Ge-
e geschehener Dinge
ohne sie durch Phi-
ntniß des Menschen
hilologe giebt klassi-
l er Lesearten sam-
richtigen will, ohne
auf den Geist der
en Zweck warum sie

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No.
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
4.5 5.0 5.6 6.3
the scale towards document